

The background of the cover is a photograph of a misty, green landscape. In the foreground, there is a patch of ground with dry leaves and a small, leafy bush. The background is a vast, hazy green field that fades into a white mist or fog, creating a sense of depth and atmosphere.

Horst Nalewski

DEUTSCHSTUNDEN

Miniaturen zur deutschen Literatur
des 18. und 20. Jahrhunderts

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen
2015

Deutschstunden

HORST NALEWSKI

Deutschstunden

Vorgetragenes · Erlesenes · Wiedergelesenes

Miniaturen zur deutschen Literatur

des 18. und 20. Jahrhunderts

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2015

TEXTE ZUR LITERATUR

Herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen

Heft 11

ISBN 978-3-89819-421-1

© Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2015

Harkortstraße 10, D-04107 Leipzig

www.sachsen.rosalux.de

info@rosalux-sachsen.de

Umschlaggestaltung: Jutta Damm-Fiedler

Redaktion: Manfred Neuhaus / Daniel Neuhaus

Satz: Daniel Neuhaus

Herstellung: GNN-Verlag Sachsen GmbH

Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

Inhalt

»Im Schatten der Großen. Im eigenen Licht. Friedrich Hölderlin 1770–1843«. Vortrag in der Leipziger Goethe-Gesellschaft, 19. März 2014	9
WIEDERGELESEN	31
Vorwort	33
»Nur nicht matt werden, sonst kommt man unters Rad«. Ein verhängnisvolles Lehrerwort in Hermann Hesses Roman von 1906	35
»Ich habe etwas getan gegen die Furcht«. In den »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« hält Rainer Maria Rilke eine Grundstimmung des 20. Jahrhunderts fest: Daseinsangst (1910) . .	39
Hoffnung aus einer Niederlage? Anna Seghers »Aufstand der Fischer von St. Barbara« (1928)	43
»Was hätte dem Mozart sein Genie genützt?« Eine Liebende im Krieg. Arnold Zweigs Roman »Junge Frau von 1914« (1931) .	47
»In letzter Stunde die Rettung«. Franz Werfel und die armenische Tragödie: »Die vierzig Tage des Musa Dagh« (1933)	51
»Muß es nicht eine Erneuerung geben?« Großartiges Panorama der Zeit: die Tetralogie »November 1918« von Alfred Döblin (1937–1943, 1978)	55
»Entstanden aus Heimweh nach Prag«. Louis Fürnbergs »Mozart-Novelle« bringt den Komponisten mit Casanova zusammen (1947)	59
»Hier bist du Zeuge ...«. Stephan Hermlin »Die Zeit der Gemeinsamkeit« (1950)	63
Eine schonungslose Selbstbezeichnung. Franz Fühmann »Kameraden« (1955)	67

Inhalt

»Ein Hauch von Leben«. Erwin Strittmatters »Tinko« (1955) . . .	71
Ungewissheiten und Sehnsüchte. Die Anfänge Uwe Johnsons (1959)	75
»... nobelpreiswürdig ...« Die Deutschen und der Osten: »Boeh- lendorff und Mäusefest« von Johannes Bobrowski (1962) . . .	81
Nur sechs oder sieben Stunden in Erfurt. Heinrich Bölls: »Ansich- ten eines Clowns« (BRD 1963 / DDR 1990)	85
»Pflicht« – ein sehr deutscher Begriff. Siegfried Lenz' »Deutsch- stunde« (1968)	89
Die »allerletzte Möglichkeit« zu überleben: dank den »Worten« eines »Lügners« Roman von Jurek Becker (1969)	93
Diese Ironie zielte auf tiefere Bedeutung: Günter de Bruyn »Mär- kische Forschungen« (1978)	97
Günter Grass »Das Treffen in Telgte« (1979)	101
»Ach so, Sie sind aus der DDR?« »Von Paris nach Montmartre. Erlebnis einer Stadt«. Heinz Czechowski hatte Glück und kam 1977 nach Paris (1981)	107
Rebellion und Utopia. Höchst amüsant und bitter zugleich: »Ahasver« von Stefan Heym (1981)	111
»Ich habe in Drachenblut gebadet«. »Der fremde Freund« von Christoph Hein (1982)	115
Von Martin Walser noch einmal zu Wulf Kirsten: »Die Schlacht bei Kesselsdorf. Kleewunsch«. Ein Inferno. Eine Idylle (1984)	119
Sehend um Selbstvertrauen ringend. Christa Wolf »Sommer- stück«	123
Zum Autor	127
Personenverzeichnis	129



Friedrich Hölderlin
Pastell von Franz Karl Hiemer (1792)

Im Schatten der Großen – Im eigenen Licht. Friedrich Hölderlin 1770–1843

Wer sich Hölderlin nähert, von dem wir nun wissen, dass er zu den Gipfel-Gestalten der deutschen Literatur gehört, kommt unweigerlich zu der Frage, wie konnte es geschehen, dass er von seinen Zeitgenossen kaum oder gar nicht wahrgenommen, geschweige denn erkannt worden war. So auch von den Großen. Etwas mehr noch von Schiller, gar nicht von Goethe.

Hölderlins intensivstes Lebens- und Schaffensjahrzehnt war das letzte des 18. Jahrhunderts, das Europa erschütternde der Großen Französischen Revolution. Ihm mussten sich die früher als Hölderlin Geborenen – Goethe 1749, Schiller 1759 – und die unmittelbar danach Geborenen – Heine 1797, Büchner 1813 –, um nur sie zu nennen, stellen.

Der 31jährige Hölderlin schreibt eine dem großen deutschen Strom, dem Rhein, gewidmete Hymne. Die Naturerscheinung sich zum mächtigsten Verbündeten zu machen, dazu bedurfte es eines hoffenden und revolutionären Zeiterlebnisses. Es ist dies eine geheimnisvolle Strophe, die das Beginnen des Menschen und seine Treue zu sich selbst ausspricht:

*Ein Rätsel ist Reinentsprungenes. Auch / Der Gesang kaum darf es enthüllen.
Denn / Wie du anfingst, wirst du bleiben, / Soviel auch wirket die Not, / Und
die Zucht, das meiste nämlich / Vermag die Geburt, / Und der Lichtstrahl, der /
Dem Neugeborenen begegnet.*

Der 60jährige Goethe reflektiert in seinem Vorwort zu »Dichtung und Wahrheit« das Wechselverhältnis des Individuums mit seinem Jahrhundert und hat letzteres in seinem Anteil groß unterstrichen; ja, selbst das geschichtliche Jahrzehnt schien ihm für die geistige Physiognomie des werdenden Künstlers von prägender Gestalt. Er schreibt: wenn das Jahrhundert »sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet« müsste man sagen: »ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein«.

Könnte das nicht Hölderlin zgedacht gewesen sein? Es war nicht an dem. Goethe wusste nichts von Hölderlin.

Meine Damen, meine Herren, gestatten Sie eine Zusammenfassung jenes Hölderlinschen Lebens- und Schaffensjahrzehnts mit einem Selbstzitat aus dem Jahr 1985, als ich das Glück hatte, für das Insel-Bändchen Nr. 50: »Hölderlin. Gedichte« ausgewählt von Stephan Hermlin, ein Nachwort zu schreiben. Ein Lebens- und Schaffensjahrzehnt in zerreißenen Extremen, das ich damals so zu fassen versuchte: »Diese anhaltend jugendliche Hingabe an das revolutionäre und schöne Ideal und die Enttäuschung, erleben zu müssen, dass die anfangs so enthusiastisch gefeierten Franzosen eine Revolution auf deutschem Boden gar nicht wünschten. Diese bleibende Bereitschaft zu Tat: die ›unglücklichen Saitenspiele ... zu zerbrechen ... und (zu) tun, was die Künstler träumten«, und die tief verwundende Erkenntnis, das solches in Deutschland nicht gebraucht wurde. Dieser wachsende Berufungsglaube, der sich manifestiert sehen konnte in einem den Klassikern ebenbürtigen Werk, das gerade von ihnen nicht begriffen wurde. Dieses überwältigende Vertrauen in den ›Genius des Volkes«, die Zukunft Deutschlands trotz der Einsicht in die nahezu Unbewegbarkeit der Verhältnisse und die ›bornierte Häuslichkeit« der Deutschen. Diese an den Gegebenheiten des Lebens und den Konventionen der Gesellschaft zerbrechende Liebe, die, hätte sie etwas mehr an Zeit gehabt, vielleicht die Krankheit hinausgeschoben und dem Werk Raum geboten. Diese Dichtung antizipatorischer Kraft über jede Gegenwart hinaus, von dem nachfolgenden Jahrhundert fast ganz vergessen, die erst jetzt, seit einigen Dezennien das literarische Bewusstsein bedrängt und die Öffentlichkeit ahnen lässt, mit welcher Kraft sie es da zu tun bekommen könnte. Denn jenes tragisch so gespannte Dasein verstummte zwar mit 35 Jahren, nicht jedoch war es aus der Bahn zu zwingen gewesen.«

Und ich schloss mit dem Satz: »Hätten wir in der deutschen Literatur ein einziges tragisches Dichter-Schicksal – es wäre das von Friedrich Hölderlin.«

Doch nun, wie fing es an? Der Klosterschüler Friedrich Hölderlin, der die Stationen Denkendorf und Maulbronn durchlaufen musste, um sodann im Tübinger Stift Theologie zu studieren – sollte er doch einmal eine Württembergische Pfarre besetzen –, gesteht der Mutter als Fünfzehnjähriger, dass sein Kopf voll sei von *tausend Entwürfen zu Gedichten*, und Freunden schreibt er von dem *feurigen Schiller*, dessen »Räuber«, »Fiesco«, »Kabale und Liebe«, »Don Carlos« er gelesen.

Verwunderlich mag diese Hinwendung nicht gewesen sein, waren die jungen Stiffler zumeist doch Schwaben – wie jener Große, Berühmte im fernen Jena ja auch!

Kurz von dem Eintritt in das Tübinger Stift, im Sommer 1788, berichtet Hölderlin der Mutter in seinem Reisetagebuch: *Wir kamen durch die schönste Alleen nach Oggersheim ... in das nämliche Wirtshaus, in welchem sich der große Schiller lange aufhielt, nachdem er sich aus Stuttgart geflüchtet hatte. Der Ort wurde mir so heilig – und ich hatte genug zu tun, eine Träne im Auge zu verbergen, die mir über die Bewunderung des großen genialischen Dichters ins Auge stieg.*

Und zwei Jahre später, im März 1790, da hatten die Freunde Neuffer, Magenau und Hölderlin einen Dichterbund geschlossen, der ihnen half, gegen »Druck und Verachtung« im Stift zu überleben. Magenau schreibt in seinem Lebensabriss von einer Zusammenkunft im Garten des Tübinger Lammwirts: »Ein niedliches Gartenhäuschen nahm uns da auf, und an Rheinwein gebrach es nicht ... Auf die Bowle Punsch hatten wir Schillers ›Lied an die Freude‹ aufgespart ... aber Hölderlin begehrte, dass wir erst an der kastalischen Quelle uns von allen unsern Sünden reinigen sollten. Nächst dem Garten floß der sogenannte Philosophenbrunnen, das war Hölderlins kastalischer Quell ... dies Lied von Schiller, sagte Hölderlin, darf kein Unreiner singen! Nun sangen wir; bei der Strophe ›dieses Glas dem guten Geist‹ traten helle klare Tränen in Hölderlins Augen, voll Glut hob er den Becher zum Fenster hinaus ... und brüllte ›dieses Glas dem guten Geist!‹ ins Freie, dass das ganze Neckartal widerscholl. Wie waren wir selig.«

So stehen denn Hölderlins frühe und umfangreiche Gedichte, die sogenannten »Tübinger Hymnen« ganz unter dem Einfluss von Friedrich Schiller: in der Form von Reimgedichten, noch mehr in der Thematik. Der Hölderlinforscher und -Herausgeber Günter Mieth datierte diesen Zeitraum von 1790 gar bis in das Jahr 1796.

Die Thematik der Gedichte darf von Hölderlins Zeiterlebnis, jenem eingangs herausgehobenen Jahrzehnt, nicht getrennt sein, Hermlin sprach von ihrer »stürmenden arielhaften Leichtigkeit«. Lauten doch die Titel: »Hymne an die Freiheit«, »... an die Menschheit«, »... an die Wahrheit«, »... an die Unsterblichkeit«, »... an die Freundschaft«, »Das Schicksal«, »Dem Genius der Kühnheit«.

Der geschichtliche Umbruch in Frankreich war in den Jahren 1792/1793 zutiefst gefährdet. Die Feudalmächte Österreich und Preußen, sodann auch England, wollten das französische Ereignis rückgängig machen, mit Gewalt. Zumal die Sympathien für Frankreich in den links- und rechtsrheinischen Gebieten auch noch unverkennbar waren. Württemberg grenzte an Frankreich.

Hölderlin schreibt an seine Schwester, im Juni 1792: *Glaube mir, liebe Schwester, wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Östreicher gewinnen. Der Mißbrauch fürstlicher Gewalt wird schrecklich werden ... bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlicher Rechte ...* Und wenig später an die Mutter: *... es ist keine Unmöglichkeit, dass sich Veränderungen auch bei uns zutragen. Aber gottlob! wir sind nicht unter denen, denen man angemessene Rechte abnehmen, die man wegen begangner Gewalttätigkeit und Bedrückung strafen könnte. Überall, wohin sich noch in Deutschland der Krieg zog, hat der gute Bürger wenig oder gar nichts verloren und viel, viel gewonnen. Und wenn es sein muß, so ist es auch süß und groß, Gut und Blut seinem Vaterlande zu opfern.*

Ende 1793 konnte Hölderlin, nach Abschluss seines Studiums, der Einweisung in eine Pfarre insofern entgehen, als er eine Hofmeisterstelle im oberfränkischen Waltershausen antreten durfte. Hofmeister und Erzieher für den neunjährigen Sohn der Charlotte von Kalb. Seine Fürsprecher waren Gotthold Stäudlin und Friedrich Schiller gewesen. Damit war Hölderlin in die unmittelbare Nähe von Schiller gerückt. Und der erste Brief aus Waltershausen, der an Schiller gerichtet ist, März 1794, schlägt den Grundakkord seines Verhältnisses zu dem Bewundertem an; so wenn er schreibt. *Die tiefe Achtung gegen Sie, mit der ich aufwuchs, mit der ich so oft mich stärkte oder demütigte ...* Diese Polarität in seinem Verhältnis zu Schiller: die empfundene Stärkung und die gefühlte Demütigung seines dichterischen Wollens wird ihn fast zerbrechen

Doch zunächst übersiedelte er nach Jena, löste sich aus den Waltershausener Bindungen und wagte eine schriftstellernde Existenz. Nun erfährt er *Die Nähe der wahrhaft großen Geister*: Fichte, Herder, Goethe, Schiller, fühlt sich *erhoben* und *niedergeschlagen* zugleich. Fichte nennt er *die Seele von Jena*, hört dessen Vorlesungen, spricht ihn zuweilen und sieht sich bestärkt durch ihn in einer Konsequenz, die für diesen Umkreis wohl einzig gewesen sein mag. Er schreibt an Neuffer im November 1794: *Wenn's sein muß, so zerbrechen*

wir unsre unglücklichen Saitenspiele und tun, was die Künstler träumten! Das ist mein Trost.

Im selben Brief berichtet Hölderlin dem Tübinger Freund ein Missgeschick, das ihn so ganz im Banne Schillers zeigt, fast blind für alle Umwelt. Die Szene entbehrt m. E. nicht einer gewissen Komik durch die quasi dramatisch aufgebaute Darstellung. Hören Sie die Passage in extenso: *Auch bei Schiller war ich schon einige Male, das erstmal eben nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas Besonders ahnden ließ. Schiller nannte mich ihm, nannte ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn begrüßt ich ihn und war einzig im Innern und Äußern mit Schillern beschäftigt; der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller bracht die ›Thalia‹, wo ein Fragment von meinem ›Hyperion‹ und mein Gedicht an das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich für einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fühlte es, dass ich über und über rot wurde. Hätt ich gewusst, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenbläß geworden. Er wandte sich drauf zu mir, erkundigte sich nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs, und ich beantwortete das alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Meyer aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt sich über manches mit ihm. Aber ich ahndete nichts. Ich ging und erfuhr an demselben Tage im Klub der Professoren, was meinst Du? dass Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglück und meine dummen Streiche gutzumachen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speist ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich soviel möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit und seine Unterhaltung, worin sein ganzer kolossalischer Geist erschien, mich das Unheil, das mir das erstmal begegnete, vergessen ließ.*

Einmal nannte Schiller Hölderlin »seinen liebsten Schwaben«, und er nahm Gedichte von ihm in seinen Zeitschriften auf: In die »Neue Thalia«, den »Musenalmanach auf das Jahr 1796« und später in »Die Horen«. Es war Schiller, der den ersten Band des »Hyperion« an den Stuttgarter Verleger Cotta

empfahl. Er muss beeindruckt gewesen sein, denn er schreibt: Der Roman »hat recht viel Genialisches ... Hölderlin ... ist sehr fleißig, und an Talent fehlt es ihm gar nicht, einmal in der literarischen Welt etwas Rechtes zu werden.« (9. März 1795.)

Cotta bot Hölderlin die geringe Summe von 100 Gulden, ausgezahlt wesentlich erst bei Erscheinen des Bandes 1797.

Und da fällt nun von Seiten Hölderlins im Brief ein Wort, das uns im 20./21. Jahrhundert ganz anders berühren, vielleicht gar verstören mag, als es damals wohl harmlos gemeint war. Er schreibt an Neuffer auf Cottas Angebot hin: *Ich mochte nicht weiter fordern, um mich keinem Jüdeln auszusetzen.* Das meinte hier nichts anderes als »feilschen«. Der Blick des 18. Jahrhunderts auf die Judenheit, die noch weitgehend im Ghetto lebte, war – nennen wir nur diesen Aspekt – verengt auf deren kleines bzw. größeres Geld-Gebaren. Goethe schreibt in »Dichtung und Wahrheit« vom Judenviertel in Frankfurt von den »Zudringlichkeiten so vieler etwas zu schachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen«. Das Wort »jüdeln« als ein Synonym für »feilschen«, bezogen auf Cotta, der ja kein Jude war, sondern ein deutscher Kaufmann und Verleger, zum anderen das Wort »schachern«, was dem »feilschen« identisch ist, einem unsaubereren »Handeln«. Jeweils negativ besetzt, 18. Jahrhundert.

Doch zurück zu dem ersten Halbjahr 1795. Hölderlin in Jena. Man möchte den Eindruck gewinnen, als ob der junge Dichter einen Platz am Rande der Großen gefunden habe. Er schreibt: *Schiller nimmt sich meiner recht herzlich an, ... Herder... lässt mir sagen, ich möchte ihn doch ... besuchen ... Auch den großen Goethe sprach ich drüben* (d. ist in Weimar)«, und er summiert: *Der Umgang mit solchen Männern setzt alle Kräfte in Tätigkeit.* (An die Mutter, 16. Januar 1795.)

Dennoch sah er sich im Schatten der Großen, sein eigenes Dasein in Frage gestellt.

Er verlässt Jena abrupt im Juni 1795, flüchtet ins Haus der Mutter nach Nürtingen. Sein Zustand ist beängstigend. Der Tübinger Freund Magenau sah ihn so: »Abgestorben allem Mitgefühl mit seines Gleichen, ein lebender Todter.« Die Forschung spricht heute von einem ersten Schub seiner späteren Krankheit. Allein der ihm bewusst gewordene personelle Bezug seiner Flucht war der zu Schiller. Er schreibt ihm schon nach einem Monat die anrühren-

den Worte: *Ich war immer in Versuchung, Sie zu sehen, und sah Sie immer nur, um zu fühlen, dass ich Ihnen nichts sein konnte.* Und wenig später die erschütternden Worte: *Ich fühle nur zu oft, dass ich eben kein seltner Mensch bin. Ich friere und starre in dem Winter, der mich umgibt. So eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich.*

Dass der unmittelbar folgende Satz eine nüchterne Information ist, mutet seltsam an: *Auf den Oktober werd ich wahrscheinlich eine Hofmeisterstelle in Frankfurt beziehen.*

Das geschah im Januar 1796: Hölderlin wurde im Hause des großbürgerlichen Bankiers Jakob Gontard Erzieher eines neunjährigen Knaben. Drei jüngere Geschwister, Mädchen, hatten eine Schweizer Gouvernante.

Hier begegnete Hölderlin in der 26jährigen Susette Gontard der Liebe seines Lebens. Sie konnte keine Zukunft haben, verklärte sich in seiner Dichtung zu einem griechischen Schönheitsideal: Diotima. An Neuffer schreibt er: *Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möcht ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es gibt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehn vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen ... Daß ich jetzt lieber dichte als je, kannst Du Dir denken.* (Juni/Juli 1796.)

Das Pendel empfundener »Demütigung« und »Stärkung« Schiller gegenüber schlägt aus in Selbstbewusstsein. Gedichte der ersten Hälfte 1795 belegen es.

Da ist als Entwurf ohne Überschrift überliefert das Gedicht [*An Herkules*]. Herkules ist ein Sohn des Zeus, der selbst ein Sohn Kronions. Soweit zur Mythologie.

In der Kindheit Schlaf begraben / Lag ich, wie das Erz im Schacht; / Dank, mein Herkules! den Knaben / Hast zum Manne du gemacht, / Reif bin ich zum Königssitze / Und mir brechen stark und groß / Taten, wie Kronions Blitze, / Aus der Jugend Wolke los ... / Zwar der Schüler musste zahlen; / Schmerzlich brannten, stolzes Licht, / Mir im Busen deine Strahlen, / Aber sie verzehrten nicht ... / Sohn Kronions! an die Seite / Tret ich nun errötend dir, / Der Olymp ist deine Beute; / Komm und teile sie mit mir! / Sterblich bin ich zwar geboren, /

Dennoch hat Unsterblichkeit / Meine Seele sich geschworen / Und sie hält, was sie gebeut.

Als Schiller das ihm im September 1795 zugesandte Gedicht »An die Natur« nicht in »Die Horen« plazierte, schreibt Hölderlin an Neuffer: *Daß Schiller ... das Gedicht an die Natur nicht aufnahm, daran hat er, meines Bedünkens, nicht recht getan. Übrigens ist es ziemlich unbedeutend, ob ein Gedicht mehr oder weniger von uns in Schillers Almanache steht. Wir werden doch, was wir werden sollen.* (März 1796.)

Nach diesen Worten möchte man glauben, Hölderlin sei nun in der Lage, seinen eigenen Weg zu gehen, wenn da auch verdeckt von einem »Wir« die Rede ist. Im Gedicht wagt er das »Ich«, und das ist kein verdecktes »lyrisches Ich«, sondern Bekenntnis des ringenden, sich selbst suchenden Dichters, der – und das wird ihm ganz eigen werden – die Natur zum Sprechen bringt. Dies bezeugt am schönsten und zugleich charakteristischsten, unter mehreren Aspekten, das Gedicht *Die Eichbäume* (von Anfang 1796):

*Aus den Gärten komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pfliegend und wieder gepflegt mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in die Schule der Menschen gegangen,
Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräftigen Wurzel,
Untereinander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.*

*Könnt ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben.
Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht lässt, wie gern würd ich unter euch wohnen!*

Die Eichbäume. Lesen wir genau. Im Anschauen der Natur findet Hölderlin den Glauben an sich selbst. Es ist wie ein Kraftstrom von da her, dem *Volk der Titanen*, der in ihn eingeht. *Gehören* sie, »Die Eichbäume«, doch nur sich selbst, sind *eine Welt ... jeder gar jeder ein Gott*. So gilt der letzte, sich quasi mit den Eichbäumen identifizierende Seufzer des Gedichts ihnen: *wie gern würd ich unter euch wohnen*.

Allein das Gedicht – und das macht es bedeutsam und wahrhaftig – bekennt, neben dem titanischen Bestreben, nun den anderen Pol, der dem Biographischen entsprungen, dem ersten Frankfurter Jahr: das Herz fühlt sich gefesselt an *geselliges Leben* – wir wissen, das wird sich nicht halten – mehr noch, das Herz ist gebunden an *Liebe*.

Hölderlin sieht sich, sehndend jeweils, im Spannungsfeld zweier Welten: der Dichtung und dem Leben und gewinnt diesem Konflikt, dieser Polarität, ein nun ganz eigenes Werk ab: sein Gedicht »im eigenen Licht«.

Unabdingbar wird ihm nun aber die Abwendung von der gereimten Hymne und die Hinwendung zu reimlosen Strophen in antikem Versmaß, wie es das Hexameter-Gedicht *Die Eichbäume* exemplarisch vollbracht hatte.

Und noch mehr: Sich in die Nachbarschaft der »Titanen« gehoben zu haben, verführt den jungen Dichter – so möchte man sagen – in einen Ausfall seines Stolzes, den man bewundern, der einen aber auch verwundern mag. Er schickt ein Gedicht, wie auch jene schon genannten *An Herkules* und *Die Eichbäume*, im Sommer 1796 an Schiller. Es hat den Titel *An die klugen Ratgeber*, bzw. in zweiten Fassung, *Der Jüngling an die klugen Ratgeber*. Wen immer er da mit den »Ratgebern« gemeint haben mag, offensichtlich war ihm nicht vorstellbar, dass Schiller einen Affront gegen sich selbst aus dem Gedicht herauslesen konnte.

Aus der ersten Fassung: *Ich sollte nicht im Lebensfelde ringen, / Solang mein Herz nach höchster Schöne strebt, / Ich soll mein Schwanenlied am Grabe singen, / Wo ihr so gern lebendig uns begräbt? / Oh! schonet mein und lasst das rege Streben, / Bis seine Flut ins fernste Meer sich stürzt, / Laßt immerhin, ihr Ärzte, lasst mich leben, / Solang die Parze nicht die Bahn verkürzt. //*

*Und ihr, ihr wollt des Rächers Arme lähmen, / Dem Geiste, der mit Götterrecht
gebeut, / Bedeutet ihr, sich knechtisch zu bequemen, / Nach eures Pöbels Unerbitt-
lichkeit? / Das Irrhaus wählt ihr euch zum Tribunale, / Dem soll der Herrliche
sich unterziehen, / Den Gott in uns, den macht ihr zum Skandale, / Und setzt den
Wurm zum König über ihn. //*

Aus der zweiten Fassung: *Versucht es nicht, das Sonnenroß zu lähmen! /
Laßt immerhin den Sternen ihre Bahn! / Und mir, mir ratet nicht, mich zu
bequemen, / Und macht mich nicht den Knechten untertan. // Und könnt ihr
ja das Schöne nicht ertragen, / So führt den Krieg mit offner Kraft und Tat! /
Sonst ward der Schwärmer doch ans Kreuz geschlagen, / Jetzt mordet ihn der
sanfte kluge Rat ...*

Weder die erste Fassung noch gar die zweite Fassung nahm Schiller in seine Anthologien auf; vielmehr hielt er die Handschriften zurück und korrigierte mit roter Tinte in die Texte hinein.

Gerade in jenem Sommer 1797 tauschten Goethe und Schiller sich über Hölderlin aus. Goethe vermochte nicht mehr zu sagen als: »Vielleicht täte er am besten, wenn er einmal ein ganz einfaches idyllisches Faktum wählte und es darstellte, so könnte man eher sehen, wie es ihm mit der Menschenmalerei gelänge, worauf doch am Ende alles ankommt.« (28. Juni 1797.) Und wenig später nach einem Besuch Hölderlins bei Goethe in Frankfurt: »Ich habe ihm besonders geraten, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen.« (23. August 1797.) Ver-
kennung von Hölderlins Wesensart und wohl auch Unkenntnis von dessen Werk – der erste Band des »Hyperion« war im April 1797 bei Cotta erschienen – mögen hier einzig festgestellt sein.

Martin Walser hat – gestatten Sie diesen Zeiten-Sprung – 1970 das Diktum gewagt: »Man kann nicht Hölderlin rühmen und den Weimarer Goethe nicht schmähen.«

Anders Schiller. Er nennt Hölderlin in jenem Briefwechsel noch seinen »Freund und Schutzbefohlenen« und versucht dessen Wesensart auf den Grund zu kommen: »Er hat eine heftige Subjektivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist.« (30. Juni 1797.)

Allein wenig später fällt Schiller ein summarisches Urteil, das den französischen Hölderlin-Forscher Pierre Bertaux von Schillers »Hochmut« sprechen

lässt. Schiller: »Ich möchte wissen, ob diese Schmid, diese Richter, diese Hölderlins absolut und unter allen Umständen so subjektivisch, so überspannt, so einseitig geblieben wären ...« Das sind also Siegfried Schmid, ein Jugendfreund Hölderlins und Dichter, der sich Jean Paul nennende Friedrich Richter *und* »diese Hölderlins«.

Auch der heutige Leser ist da konsterniert ob solchen Urteils. Allerdings heißt es in jenem Brief auch: »Ich möchte wissen, ob ... [die] Einwirkung von außen und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealischen Hang diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat. Ich bin sehr geneigt, das letztere zu glauben ...«

Damit ahnte Schiller zweifellos, Hölderlin betreffend, dessen Lebensumstände und Wesensart: das reiße Spannungsverhältnis von Wirklichkeit und Ideal.

Dem ersten Frankfurter Jahr im Hause Gontard, 1796, einst mit so viel Zustimmung bedacht für das *gesellige Leben* war die Ernüchterung der Jahre 1797/1798 gefolgt. An die Schwester schreibt er noch aus Frankfurt: *wenn Du sähest, wie die Prunkwelt freudelos und trostlos ist, nicht nur für unsereinen, sondern auch für solche, die drin leben und viel daraus zu machen scheinen, indes geheimer Unmut, den sie selbst nicht recht verstehen, ihnen an der Seele nagt. Je mehr Rosse der Mensch vor sich vorausspannt, je mehr der Zimmer sind, in die er sich verschließt, je mehr der Diener sind, die ihn umgeben, je mehr er sich in Gold und Silber steckt, um so tiefer hat er sich ein Grab gegraben, wo er lebendig-tot liegt, dass die andern ihn nicht mehr vernehmen und er die andern nicht, trotz all des Lärms, den er und andre machen.* (4. Juli 1798.)

Und an die Mutter, wenig später aus Bad Homburg, wohin er abrupt abgegangen war. Der Ton des Briefes lässt die Gründe des Weggangs aufscheinen: ... *der unhöfliche Stolz, die geflissentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung, die Äußerungen, dass die Hofmeister auch Bedienten wären, dass sie nichts Besonders für sich fordern könnten, weil man sie für das bezahlte, was sie täten, usw., und manches andre, was man mir, weil's eben Ton in Frankfurt ist, so hinwarf – das kränkte mich, so sehr ich suchte, mich darüber wegzusetzen doch immer mehr und gab mir manchmal einen stillen Ärger, der für Leib und Seele niemals gut ist.* (10. Oktober 1798.) Am tiefsten verstörte ihn die Trennung von Susette Gontard. Wie sehr eben existenziell ihn dies bedrängte – weit über Goethes doch oberflächlichen Ratschlag

»kleine Gedichte zu machen« mit »einem menschlich interessanten Gegenstand« –, das offenbaren jene Gedichte in antiken Maßen, die um ein lebbares Gleichgewicht ringen.

Hören Sie, lesen Sie:

ABBITTE

*Heilig Wesen! gestört hab ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tiefen Schmerzens des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.*

*O vergiß es, vergib! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh ich dahin, und du
Ruhst und glänzt in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht.*

DIE LIEBENDEN

*Trennen wollten wir uns, wähten es gut und klug;
Da wir's taten, warum schröck't uns, wie Mord, die Tat?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.*

LEBENS LAUF

*Hoch aufstrebte mein Geist, aber die Liebe zog
Schön ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.*

AN DIE JUNGEN DICHTER

*Lieben Brüder! es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegärt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!*

*Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch, wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat.*

Zurückgeworfen auf sich selbst, Asyl gefunden in seinem Berufungsglauben, einzig der Dichtung leben zu wollen, entsteht das eigentliche Hölderlin-Gedicht. Ernst Bloch nannte es »bitter-unsterblich«: jenes dreistrophige, die Schicksalsgöttinnen anrufende

AN DIE PARZEN

*Nur e i n e n Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe.*

*Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen,*

*Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinab geleitet; e i n m a l
Lebt ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.*

Und Bloch setzte hinzu: »Unvergleichlich dringt der Wille... in die Unsterblichkeit des Schaffens ein, eines noch vergönnten, ersehnt vergönnten... eine Teilnahme am Leben der Götter.«

Gerade dieses Gedicht, heute »unsterblich« genannt, war den Zeitgenossen Hölderlins nicht ins Bewusstsein gelangt. Einzig August Wilhelm Schlegel, der Frühromantiker und Shakespeare-Übersetzer, hatte in einer Rezension der renommierten Jenaer »Allgemeinen Literatur-Zeitung« vom 2. März 1799 geschrieben: »Den Inhalt des Almanachs [es handelte sich um Neuffers »Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799«] möchten wir fast nur auf die Beiträge von Hölderlin einschränken [das waren zwölf Kurz-Oden] ... [sie] sind voll Geist und Seele ... [sie] lassen schließen, das Hölderlin ein Gedicht von größerem Umfange mit sich umherträgt, wozu wir ihm von Herzen alle äußere Begünstigung wünschen, da die bisherigen Proben seiner Dichteranlagen und ... das in dem angeführten Gedichte (*An die Parzen*) ausgesprochene erhebende Gefühl ein schönes Gelingen hoffen lassen.«

Hier weiß jemand angesichts weniger Proben den Rang eines Dichters einzuschätzen, spricht das bewundernd aus und – bewirkt damit nichts in der literarischen Öffentlichkeit.

Hölderlin schreibt dem Bruder: *Weißt Du die Wurzel alles meines Übels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, dass ich oft so herzlich lebensmüde bin. ... Laß es gut sein! ... Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn solcher Pflanzen kaum e i n e. Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgendein tiefes Leiden mich störte.* (12. Februar 1798.)

Allein, der Blick wendet sich. Immer wieder und wohl einzigartig und nur für Hölderlin gültig. Er gesteht dem Bruder: *Es wird vielleicht wenigen der Übergang von einer Stimmung zur andern so schwer wie mir; besonders kann ich mich nicht leicht aus dem Raisonement in die Poesie herausfinden, und umgekehrt.* Das Raisonement ist eben auch das Anschauen und Beurteilen der zeitgeschichtlichen Hoffnungen und Enttäuschungen, *wahr gegen uns selbst und hellsehend gegen die Welt*, aufgipfelnd in dem Bekenntnis: *... und wenn das Reich der Finsternis mit Gewalt einbrechen will, so werfen wir die Feder unter den Tisch und gehen in Gottes Namen dahin, wo die Not am größten ist und wir am nötigsten sind.*

Dabei suchte Hölderlin, *hellsehend ... gegen die Welt*, den *deutschen Volkscharakter* zu ergründen, so in dem großen Silvester-Neujahrsbrief 1798/1799

an den Bruder: ... *dass sich die gewöhnlichsten Tugenden und Mängel der Deutschen auf eine ziemlich bornierte Häuslichkeit reduzieren ... daher die finstere, wegwerfende Scheue oder auch die furchtsame, unterwürfig blinde Andacht, womit sie alles aufnehmen, was außer ihrer ängstlich engen Sphäre liegt, daher auch diese Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre und gemeinschaftliches Eigentum ... Aber die Besten unter den Deutschen meinen meist noch immer, wenn nur erst die Welt hübsch symmetrisch wäre, so wäre alles geschehen. O Griechenland, mit deiner Genialität und deiner Frömmigkeit, wo bist du hingekommen?*

Im Herbst 1799 war der zweite Band des »Hyperion« erschienen. Jener Briefroman, an dem Hölderlin seit seiner Zeit in Waltershausen, also seit 1794, gearbeitet hatte. Das Werk widerspiegelt fernste Vergangenheit und unmittelbare Gegenwart. Da ist Hyperions Hingabe an die Welt des alten Griechenlands: seine Landschaften, Natur und Philosophie, und die Gestalt der Diotima, sowie sein Enthusiasmus für den Befreiungskampf der Griechen 1770 gegen das jahrhundertalte türkische Joch. Der jedoch wird in seiner Entartung – die Freiheitskämpfer plünderten und mordeten – und in abermaliger Brechung die Widerspiegelung der nunmehr Kanalisierung der hehren Ideale der Französischen Revolution in eine bürgerliche Besitz-Welt.

Die sogenannte »Scheltrede wider die Deutschen« vom Ende des Briefromans »Hyperion« kennt man. Hyperion oder »Der Eremit in Griechenland«, wie der Untertitel lautet, schreibt an seinen deutschen Freund Bellarmin: *So kam ich unter die Deutschen. Ich foderte nicht viel und war gefasst, noch weniger zu finden ... Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen ... der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs und alle Götter fliehn ...*

Sind nicht gerade jene letzten Wendungen bedrängend bis in die Gegenwart hinein?: *der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst ...*

Hölderlin empfing einige Bewunderung für das Werk, doch musste er auch »Empörung« wegen jenes »Urteils über die Deutschen« hinnehmen. Er verteidigte sich, indem er bekenntnishaft wurde und an Friedrich Emerich,

im Frühjahr 1800, schrieb: *ich darf ... sagen, dass ich ... doch sehr bedächtigt zu Werk ging und dass nicht ... die Schuld an mir liegt als in den Einseitigkeiten unsers neuesten Geschmacks, wenn ich wirklich im Zorn und hiemit etwas revolutionär verfuhr.*

Fast möchte man es für einen Euphemismus halten, wenn Hölderlin da von *Einseitigkeiten unsers Geschmacks* spricht, meint er doch die zeitgeschichtlichen Verhältnisse, die den *Zorn* und eine *revolutionäre* Verfahrensweise verdienen.

Das dem »Hyperion« und der »Scheltrede wider die Deutschen« folgende Werk – es beschäftigt Hölderlin die letzten beiden Jahre des Jahrhunderts – wird wesentlich von einem bestimmten »Ton« getragen. In einem unvollendeten Brief-Entwurf an Schiller (erste Hälfte September 1799) schreibt er: *Ich glaubte, jenen Ton, den ich mir vorzüglich zu eigen zu machen wünschte, am vollständigsten und natürlichsten in der tragischen Form exequieren zu können, und habe mich an ein Trauerspiel, den »Tod des Empedokles«, gewagt.*

Empedokles, Philosoph und Dichter, Arzt und Priester im antiken Agrigent am Fuße des Ätna (ca. 495–435 v. Chr.), wird seinem Volk zum Verkünder einer revolutionären Botschaft: *des unumgänglichen Wagnisses des Neuen*; und er besiegelt diese Botschaft mit seinem Opfertod, der Vereinigung mit der Natur durch den Sturz in den glühenden Krater. Soweit die Legende.

Als die Bürger von Agrigent ihm die Krone anbieten, ist seine Antwort: *Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr.* Man stelle sich vor, solche Worte auf einer Theaterbühne in Deutschland im letzten Jahr des 18. Jahrhunderts ausgesprochen!

Hören wir die Botschaft: *Nicht ratlos stehen laß ich euch, / Ihr Lieben! aber fürchtet nichts! Es scheun / Die Erdenkinder meist das Neu und Fremde, / Daheim in sich zu bleiben strebet nur / Der Pflanze Leben und das frohe Tier. / Beschränkt im Eigentume sorgen sie, / Wie sie bestehn, und weiter reicht ihr Sinn / Im Leben nicht ... / ... Menschen ist die große Lust / Gegeben, dass sie selber sich verjüngen. / ... O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt! ... / So wagt's! was ihr geerbt, was ihr erworben, / Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt, / Gesetz und Brauch, der alten Götter Namen, / Vergeßt es kühn und hebt wie Neugeborne, / Die Augen auf zur göttlichen Natur ... / ... dann reicht die Hände / Euch wieder, gebt das Wort und teilt das Gut, / ... jeder sei / Wie alle – wie auf schlanken Säulen, ruh /*

*Aufricht'gen Ordnungen das neue Leben, / Und euern Bund befest'ge das Gesetz.
/ ... dann ladet euch ... / Das freie Volk zu seinen Festen ein, / Gastfreundlich!
fromm! denn liebend gibt / Der Sterbliche vom Besten, schließt und engt / Den
Busen ihm die Knechtschaft nicht –*

Gewiss wird jeder Leser, jeder Hörer dieser Passagen von »jenem Ton« getroffen, von dem Hölderlin in dem Brief-Entwurf an Schiller gesprochen, Ton dichterischer Sprache, sowie von dem Wissen um die auch dort benannte »tragische Form«, den unumgänglichen Ausgang des Geschehens.

Doch gleichermaßen trifft uns die Botschaft einer anderen, einer möglichen Welt, hervorgegangen aus den Idealen der Französischen Revolution, der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ja, in einem noch über sie hinausgehend, erinnern wir die vier Worte der Botschaft: *und teilt das Gut*.

Was hier aufscheint, inmitten der klassischen Periode und der heraufkommenden Romantik, inmitten eines möglichen zeitgeschichtlichen Umbruchs, kann mit dem Begriff der »*Alternative*« bezeichnet werden.

Es war Hans Mayer, der zweimal diesen Begriff einbrachte: Einmal in einem Zusammenhang mit Jakob Michael Reinhold Lenz, dem Antipoden Goethes in Straßburg und Weimar (Nachwort zu: J. M. R. Lenz, Werkausgabe: »Lenz oder die Alternative«) und ein anderes Mal im Nachdenken über die exzeptionelle Position Richard Wagners im 19. Jahrhundert (H. Mayer, H. K. Metzger, R. Riehm: »Diskussion über Recht, Unrecht und Alternativen«, 1978). Mayer schreibt in Bezug auf Lenz: »Nichts in dem von ihm hinterlassenen Werk spricht dafür, dass auch er an der Idealisierung der deutschen Wirklichkeit, am Konzept einer ästhetischen Erziehung des Menschen mitgearbeitet hätte [wie auch nicht] die jungen Jakobiner aus dem Tübinger Stift ...« und im Zusammenhang mit Richard Wagner: »... wäre Lenz nicht an der deutschen Misere zu Grunde gegangen ..., dann wäre da eine Alternative gewesen, die im Grunde zweimal abgebrochen wurde durch unglückliche Menschen, die beide diese Alternative gegen Weimar weiterführen wollten: Lenz und Hölderlin. Beide brechen ab.«

Noch entschiedener fasst Theodor W. Adorno den Gegensatz von Weimar und Homburg, wenn er gerade auch im Blick auf den »Empedokles« schreibt (»Parataxis. Zur späten Lyrik Hölderlins«, 1963): »... die Weimarer Klassizisten ... haben in Hölderlin nicht bloß die Antipathie gegen die ästhetische Harmonie des Endlichen und Unendlichen gewittert, die sie sich selbst nie

ganz glauben konnten, weil sie mit Entsagung zu bezahlen war, sondern auch die Absage an die mittlere Ordnung des realen Lebens in den falschen Formen des Bestehenden.«

Es war jene radikale Botschaft eines unumgänglichen Wagnisses des Neuen, die Hölderlin gewissermaßen auf die andere Seite der Barrikade gebracht hatte: keine, wie auch immer geartete »Idealisierung der deutschen Wirklichkeit«, sondern eine »Scheltrede wider die Deutschen«, keine »ästhetische Erziehung des Menschen« in den »falschen Formen des Bestehenden«, sondern: *was ihr geerbt, war ihr erworben, / Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt, / Gesetz und Brauch, der alten Götter Namen, / Vergeßt es kühn und hebt wie Neugeborne, / Die Augen auf zur göttlichen Natur ...*

Wenn man Theodor W. Adorno richtig versteht – was zugegebenermaßen oftmals schwierig ist –, dann könnte der Eingangssatz der von uns schon zitierten Passage, die »Weimarer Klassizisten« betreffend, sich auf ein Ereignis beziehen, das zu dem Deprimierendsten des Verhältnisses von Schiller und Goethe zu Hölderlin gehört.

1803 waren Hölderlins Übersetzungen des Sophokles erschienen, an denen er seit Anfang des Jahrhunderts gearbeitet hatte. Die zeitgenössische Kritik reagierte verständnislos, begriff nicht den, wie Hölderlin sagte: *Kunstcharakter* der griechischen Dichtung. Das geschah erst mit der Hölderlin-Renaissance im 20. Jahrhundert. Bert Brecht benutzte Hölderlins »Antigone«-Übertragung für seine Bearbeitung der antiken Tragödie 1948, mit Helene Weigel in der Titelrolle. Ihn interessierte da das Problem des Widerstands.

Doch das Ereignis: Der 24jährige Heinrich Voß, Sohn des berühmten Homer-Übersetzers, schreibt an einen gewissen Abeken: »Was sagst Du zu Hölderlins Sophokles? Ist der Mensch rasend oder stellt er sich nur so, und ist sein Sophokles eine versteckte Satire auf schlechte Übersetzer? Ich habe neulich abends als ich mit Schiller bei Goethe saß, beide recht damit regaliert. ... Du hättest Schiller sehen sollen, wie er lachte. ... Lies Antigone, Vers 20, [Hölderlin]: ›Was ist's, du scheinst ein rothes Wort zu färben«. Diese Stelle habe ich Goethe als einen Beitrag zu seiner Optik empfohlen, zu welcher ich ihm aus meiner antiquarischen Lektüre alles was ich finde, mitteile.«

Arroganz und Missverstehen können nicht größer sein.

Jener Satz von Adorno, vielleicht im Wissen auch um dieses Ereignis, lautete: »Es hat, unter den Kategorien des Gestaltlosen und vag sich Ent-

ziehenden, die Weimarer Klassizisten zu einer Wut gereizt, deren Folgen für Hölderlins Schicksal unabsehbar waren.«

»Friedrich Hölderlin und Friedrich Schiller – Die Tragik einer literaturgeschichtlichen Konstellation« – diesen Titel hatte Günter Mieth seiner profunden Abhandlung von 1992 gegeben. Und er begriff diese »Tragik« als vielschichtig verursacht, sowohl im jeweils Individuellen, wie im jeweiligen Verhältnis zum Zeitgeschichtlichen, den Jahren Ende des Jahrhunderts, nennt sie »Tragik einer wechselseitigen Verkennung«.

»Wechselseitige Verkennung«. Hölderlin, schon der Fünfzehnjährige, – wir sprachen eingangs davon – war auf den *feurigen Schiller fixiert*, den Stürmer und Dränger, den Verfasser der »Räuber«, von »Kabale und Liebe«, den »Fiesco« und den »Don Carlos«. Da flammte im Vorfeld der Revolution ein republikanisch- demokratisches Denken auf, und eben das wollte Hölderlin bewahrt sehen, eingedenk des ihn gewiss prägenden Wortes des Marquis Posa an die Königin: »Sagen Sie / Ihm, dass er für die Träume seiner Jugend / Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird.«

Und es scheint nun höchst charakteristisch für Hölderlin, dass er, selbst mit der Tragödie »Der Tod des Empedokles« beschäftigt, in jenem schon erwähnten Brief-Entwurf an Schiller, vom September 1799, die *tragische Schönheit* reflektiert und abermals auf das Frühwerk Schillers insistiert. Nun freilich aus einem eigenen Dichtungsverständnis, wenn er die *Komposition* der »Räuber« *so groß und tief und ewigwahr* benennt, von den *magischen Farbenspielen der Sprache* im »Fiesco« zu sagen weiß und davon spricht, den »Carlos« nun *mit Verstand zu lesen*, war er doch einst *die Zauberwolke seiner Jugend*.

Anders Schiller, in diesem Moment, Ende 1799. Hatte er Anfang 1795 noch den »Hyperion« an Cotta empfohlen, mit den Worten, er habe »recht viel Genialisches« – wir erinnern uns –, so war er Ende des Jahrhunderts dem Sturm und Drang weit entfernt und musste über Hölderlins Erinnern allenfalls verwundert, wenn nicht gar verständnislos pikiert gewesen sein.

Schiller hatte mit Goethe den deutschen Verhältnissen einen Kompromiss abgewinnen wollen, feudal-bürgerlichen, kleinstaatlichen Verhältnissen, und er hatte soeben den »Wallenstein« vollendet, nachfolgend der europäischen Geschichte die Stoffe abgerungen, die Gegenwart und Zukunft erhellen sollten.

Nun möchte aber gesagt sein: Was immer Schiller, nach jener Empfehlung des »Hyperion«, an Hölderlins Gedichten – ihm zugesandt oder eben

verstreut gedruckt und von August Wilhelm Schlegel zur Kenntnis genommen – was Schiller an Hölderlins Gedichten hätte ablesen können – deren »poetische Genialität« hatte er verkannt. So abermals Günter Mieth: »Tragik einer literaturgeschichtlichen Konstellation«, die, wohlgemerkt, ohne Schuldzuweisung verstanden werden sollte.

Hölderlins »Verkennung« des großen Mannes in Jena und Weimar, der ihn *so oft demütigte oder stärkte*, hatte ihn letztlich zu sich selbst gezwungen, in sein, wie wir im Titel unserer Ausführungen meinten ankündigen zu dürfen, gezwungen »in sein eigenes Licht«.

Gestatten Sie abschließend die Anrufung eines Dichters von Anfang des 20. Jahrhunderts, der von Hölderlins Erscheinung überwältigt in einem Brief vom 5. September 1914 und in einem »An Hölderlin« gerichteten Gedicht vom September / Oktober des Jahres, sich auf solche Weise äußerte: *Rainer Maria Rilke*.

»Hellingrath hat kürzlich ... den vierten Band seines Hölderlin ausgegeben. [Es handelte sich um Norbert von Hellingrath, dem George-Kreis nahestehend, Herausgeber der ersten Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke von Hölderlin], da steht nun das erhabene lyrische Werk in einer Fülle und Blüte da, wie man's nie gewahrte: an 1500 unbekannt gebliebener Verse sind hinzugekommen, Fragmente ferner von einer Schönheit der Masse und der Bruchflächen, die an die Gedichtstücke der Sappho denken lassen, wenn man überdies über den Bereich Hölderlinscher Innen-Welt hinauszudenken sich zugeben mag. Ist es möglich ... – dass dieses Alles, Unendliches, ausgesagt, ausgefüllt, *da* ist – und wie leben die Menschen und können doch nicht brauchen und sind so unbeschreiblich dieselben, mit solchem Trotz und solcher Beharrnis dieselben, – wo doch jedes dieser Gedichte gewaltiger ist als nur Schicksal wirkender, wenn man sich nur so zu ihm verhielte, wie man sich zum mindesten Schicksal verhält –, Diese wohin, an wen, verschwendeten Dichter.«

Allein in dem zur gleichen Zeit entstandenen Gedicht Rilkes »An Hölderlin«, sicher eines der gültigsten, das je ein großer Dichter über einen großen Dichter geschrieben hat, milderte sich die verzweifelt Frage, indem es endend heißt:

»Was, da ein solcher, Ewiger, war, mißtraun wir
immer dem Irdischen noch? Statt am Vorläufigen ernst
die Gefühle zu lernen für welche
Neigung, künftig im Raum?«

WIEDERGELESEN

Vorwort

Es gibt Bücher, die man im Laufe seines Lebens mehrmals gelesen hat. Der Anlass zu solchem Wiederlesen mag sehr unterschiedlich gewesen sein; doch bereut hat solches Wiederlesen wohl niemand. Denn man entdeckte Anstreichungen, Bemerkungen, manchmal vor Jahrzehnten in das eigene Buch gemacht, nun mit Zustimmung oder mit einem Lächeln. Es waren Erfahrungen des Lebens hinzugekommen.

Da kann im Freundeskreis jemand von einer Lese-Entdeckung sprechen – und man erinnert sich, möchte sich austauschen und wiederholt das Lesen.

Da drängt sich ein Jubiläum auf, alle Welt wird davon reden, so möchte man es sich zueigen machen, liest abermals: Ein denk- und erinnernswertes Werk.

Da sieht man eine zulängliche oder aber eine unzulängliche Roman-Verfilmung und will es nun genauer wissen, liest mit besonderer Aufmerksamkeit.

Da ist man dieses oder jenes »Bestsellers« überdrüssig, legt ihn vorzeitig beiseite und schaut in seine Bücherreihen, greift nach dem oder jenem Lieblings-Buch – welcher Lesende hat es nicht? – und gewinnt wieder einen Maßstab, jenseits der schreienden Anpreisung eines »Jahrhundert-Ereignisses«.

Denn: Und dies wurde vor über zweihundert Jahren gesagt: »Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um rezensiert zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann ... Seitdem man die Bücher rezensiert, liest sie kein Mensch außer dem Rezensenten, und der auch so« (Goethe zu Riemer, 7. November 1806).

Allein – und so entstanden jene kleinen Beiträge, eine zugegebenermaßen sehr subjektive Folge von Prosa-Werken aus fast einem Jahrhundert –: der gewichtigste Anlaß zum Wiederlesen wäre oder müsste sein: die Last dieser unsrer deutschen Vergangenheit, dieses fürchterlichen 20. Jahrhunderts zu wissen, anzuschauen, unvergessen zu machen.

Die Sammlung der hier vorgelegten 22 Beiträge, erschienen – bis auf zwei – im Feuilleton der Zeitung »Neues Deutschland« in der Zeit von Oktober 2009 bis zum August 2015, folgte, nach ihrem ersten Beitrag über Hermlins Erzählung »Die Zeit der Gemeinsamkeit«, nicht einem Konzept, dies hat sich – im Nachhinein vielleicht erkennbar – im Sinne jenes »gewichtigsten Anlasses« möglicherweise so ergeben.

Es sollten keine »Rezensionen« sein, vielmehr Beiträge »um sich [und eben wiederlesende Leser] ... zu unterrichten und zu belehren«. Oder – wozu Zeitgeschichte uns zwingen sollte – mit Martin Walser gesagt: »Ich muß gestehen, ich lese nicht zu meinem Vergnügen, ich suche weder Entspannung noch Ablenkung, noch andere Freuden dieser Art. Ein Buch ist für mich eine Art Schaufel, mit der ich mich umgrabe.«

Wenn Literatur das vermöchte: uns nach dem Lesen oder Wiederlesen als Berührte zu entlassen, berührt von einer zutiefst verletzten Welt – denn davon handeln die hier versammelten Texte –, dann wäre ein Moment der kleinsten Veränderung geschehen, Veränderung in uns. Einer kleinsten Hoffnung auf lebbare Zukunft.

»Nur nicht matt werden, sonst kommt man unters Rad«
Ein verhängnisvolles Lehrerwort
in Hermann Hesses Roman von 1906

Und da dieses Büchlein von nur 150 Seiten tatsächlich »Unterm Rad« heißt, erinnert man sich, dass jenes kurze Leben des begabten Schülers Hans Giebenrath tragisch-tödlich endet.

Mich umschauend entdeckte ich, dass die Schriftstellerin Gabriele Wohmann, Jahrgang 1932, im »Wiederlesen« des Romans 1980 – ihre Erstbegegnung mit dem Buch hatte sie als etwa zwölfjähriges Mädchen – hier ihre »eigenen stumpfsinnigen Nazimitläuferlehrer wiedererkannt« und am Ende zu dem bitteren Ergebnis kommt: dies sei »heute wie damals, wie morgen, übermorgen [ein] gültiger ... Roman.«

Nun also 2011 »*wiedergelesen*«. Warum? Wen, unter den Älteren vor allem, beunruhigt nicht zutiefst die Schulsituation hier und weltweit? Es vergeht kaum ein Tag, da man nicht zu lesen findet: Frühförder-Wahnsinn, Nachhilfe-Boom, Erziehungs-Training, Disziplin-Probleme, hohe Schulabbrecher-Quote, Sorgen-Telefon bei Zeugnisausgabe und – nur in Japan? – Flucht von Schülern vor Leistungsdruck und Leistungserwartung in den Suizid. Und mörderisches Amoklaufen in Schulen.

Schon um 1900 hatte es einen Stau von Schulproblemen gegeben. Er mündete in Europa und den USA in eine schier unglaubliche Fülle von Zeitschriften, Reformvorschlägen, praktischen Versuchen und Kongressen. Dennoch, alles blieb randständig; eine wirkliche Änderung kam nicht zustande.

Natürlich nahm die Literatur sich des Themas an. Weltweit. Die Autoren waren auch einmal Schüler gewesen. So gelangte künstlerisch gestaltete Authentizität in die Diskussion. Doch sie berührte allenfalls die Leser, nicht das System. Hermann Hesses »Unterm Rad« erreichte bis 2000 immerhin eine Auflagenhöhe von über zwei Millionen Exemplaren in 26 Sprachen. Allein, ein namhafter Kritiker schrieb bei Erscheinen des Romans sarkastisch und resignierend: »Der Roman enthält ungefähr eine Anleitung für Eltern, Vormünder und Lehrer, wie man einen gesunden, begabten jungen Menschen

am zweckmäßigsten zu Grunde richtet, welche Wurzeln man abzuschneiden hat, damit das junge Stämmchen am schnellsten verdorrt und stirbt.«

Nach den Ursachen des Scheiterns eines jungen Menschen zu fragen vermag Literatur anders und besser als alle Soziologie, Psychologie und Statistik.

Thomas Manns Roman »Buddenbrooks«, 1901, hat als Keimzelle die schon 1897 geplante Novelle um Hanno Buddenbrook, letzten Spross der Familie. Er zerbricht, musikalisch höchst sensibel, an einer verständnislosen Schule. Rainer Maria Rilkes Skizze »Die Turnstunde«, 1901, erzählt die sportlich selbsterzwungene Leistung des schlechtesten und schwächsten Turners der St. Pöltener Militär-Unterrealschule. Tödlich. Ein traumatisches Erlebnis des jungen Rilke, der daraus eigentlich einen »Militärroman« machen wollte. Emil Strauß' Roman »Freund Hein«, 1902, birgt schon im Titel das Motiv des Todes. Als der Gymnasiast Heinrich Lindner im Widerstreit zwischen seinen musischen Neigungen und den naturwissenschaftlichen Anforderungen der Schule und des Vaters versagt, nicht in die Prima versetzt wird, wählt er den Freitod. Und so könnte man weiter aufzählen, zum Wiederlesen: Friedrich Huchs »Peter Michel«, Robert Musils »Die Verwirrungen des Zöglings Törleß«, Heinrich Manns »Professor Unrat« und viele andere mehr.

Auch Hermann Hesse erzählt autobiographisch. Zwar zweifelt er einen Moment lang, ob seine Geschichte nicht zu eingeeengt »schwäbisch« sei; doch dann spricht er ihr »das allgemein Menschliche [als] vorwaltend« zu. So an seinen Verleger S. Fischer bei Einsendung des Manuskripts am 28. Dezember 1903. Er selbst durchlief – wie Hans Giebenrath – die Pauk- und Qualstationen des Stuttgarter Landexamens und des Seminars im Kloster Maulbronn. Dann freilich ergriff er die Flucht, und es gelang die Selbstrettung vor einem System, das »ihn nach obrigkeitlicherseits gebilligten Grundsätzen zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen und die Eigenschaften in ihm zu wecken, deren völlige Ausbildung alsdann die sorgfältige Zucht der Kaserne krönend beendigt« hätte. Letzteres ein Hieb auf das »Zollern« Berlin-Preußische!

Dem von seinem Vater und sodann vor allem von seinen Lehrern zum Primus gedrillten Hans Giebenrath stellt Hesse den genialischen Mitschüler Hermann Heilner (H. H.!) gegenüber. Er möchte ein Dichter werden, provoziert die Institution, bricht aus und zieht den alleingelassenen Freund in eine abschüssige Bahn: »Immer wieder sehen wir Staat und Schule atemlos

bemüht, die alljährlich auftauchenden paar tieferen und wertvolleren Geister an der Wurzel zu knicken ... Manche aber – und wer weiß wie viele? – verzehren sich in stillem Trotz und gehen unter.« So Hans Giebenrath. Leistungsdruck und Leistungserwartungen hatten ihm Kindheit und Jugend geraubt. Das große Warum am Ende. Mehr Klage als Anklage. »Warum hatte er in den empfindlichsten und gefährlichsten Knabenjahren täglich bis in die Nacht hinein arbeiten müssen? Warum hatte man ihm seine Kaninchen weggenommen, ihn den Kameraden in der Lateinschule mit Absicht entfremdet, ihm Angeln und Bummeln verboten und ihm das hohle, gemeine Ideal eines schäbigen, aufreibenden Ehrgeizes eingepfht?«

Der Schwabe Theodor Heuss, Bundespräsident 1949–1959, schrieb einmal zu Hesses Roman: »Ein Tendenzwerk? Ja, dort, wo es mit warmen Worten das Recht der Jugend auf eine Jugend verlangt.« Nachdenkenswert.

»Ich habe etwas getan gegen die Furcht«
In den »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«
hält Rainer Maria Rilke eine Grundstimmung
des 20. Jahrhunderts fest: Daseinsangst

Als »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« am 31. Mai 1910, also genau vor einhundert Jahren, in zwei kleinen Bändchen à 190 Seiten, im Leipziger Insel-Verlag erschienen, schrieb Anton Kippenberg, der Verleger, an den Dichter: »Ich habe das Gefühl, als müsste dieses Buch, wenn überhaupt eines, sich durchsetzen ...« und: »dass das einzige Buch ... für alle Zeiten den Verlag, wenn er einmal historisch geworden ist, zieren wird.« Beide Vorhersagen sind eingetroffen: Das Buch hat sich durchgesetzt. Es gehört heute zum Kanon der deutschen, ja der Weltliteratur, und es bleibt ein Denkmal des, wie es scheint, historisch werdenden Insel-Verlags.

Dabei waren die ersten Stimmen der Kritik, 1910, extrem auseinanderfallend.

Kopfschüttelnd liest man: »Rilke war bisher zwar ziemlich harmlos: ein poetischer Kunstglasbläser und Zierathämmerer [Das gesagt angesichts der »Rodin-Monographie«, 1902, des »Stunden-Buchs«, 1905, und der beiden Teile der »Neuen Gedichte«, 1907/1908, H. N.] Sein Malte Laurids Brigge aber – ein ungeheurer Wortbrei in zwei Bänden – hätte das Zeug dazu, die Entwicklung einer sanften Verblödung in einem gar zu aufmerksamen Leser anzubahnen.« (Carl Busse.) Anders: »Der Leser schlägt das Buch auf, liest eine Seite, errötet, erbleicht: mea res!« (Arthur Holitscher) Und: »Niemand kann die Größe dieses Seelenanrufes überhören.« (Julius Bab) Schließlich: »Jedes Werk von makellosem Stile stellt die Reinheit der Begriffe wieder her. Die »Aufzeichnungen« lassen ein Wunder, welches von falschen Propheten oft mit täuschender Unechtheit nachgeahmt wird, klar werden: Sprache.« (Berthold Viertel) Sie ist's, die uns langsam lesen macht. Es präsentiert sich eine Prosa, der Verdichtung und damit Genauigkeit, unbestechlich und illusionslos, das Ein und Alles ist. Zugegeben: dieses Buch ist nicht an einem Abend zu lesen; man sollte es sich auf viele verteilen und wird gewiss immer mehr beeindruckt werden.

Aufzeichnungen also, unterschiedlichen Umfangs, 71 an der Zahl, festgehalten von dem 28jährigen Malte Laurids Brigge, letztem Sproß eines alten dänischen Adelsgeschlechts, der Anfang des Jahrhunderts nach Paris kommt. Er ist arm, bringt nichts mit als einen Koffer und eine Bücherkiste und wohnt im 5. Stock eines schäbigen Mietshauses.

Es kann in diesem Buch keineswegs von einem Geschehen die Rede sein. »Aufzeichnungen«. Rilke sprach niemals von einem »Roman«; damit löste er sich aber von den Erzählformen des 19. Jahrhunderts, begründete die erzählerische »Moderne«.

Malte ist kein Handelnder; es sei denn, man ist bereit, sein Schreiben als Handeln anzunehmen: »Ich habe etwas getan gegen die Furcht. Ich habe die ganze Nacht gesessen und geschrieben.« Die »Furcht« ist in ihm: Vor dem Arm-Werden und zu den vielen »Fortgeworfenen« zu gehören; vor dem Allein-Sein, obwohl Gemeinsamkeit ihm nicht vorstellbar ist; vor Krankheit, die er allerorten in diesem »Hospital« Paris gesehen; vor dem »Geliebt-Werden«, das ihm Besitzanspruch bedeutet; vor dem Tod, dessen Zeuge er so oft gewesen.

Es scheint, als habe hier ein Dichter schon am Anfang des Jahrhunderts eine Grundstimmung eben jenes 20. Jahrhunderts, das wir nun im Ganzen überschauen, festgehalten: Daseinsangst. Sie aber siedelt sich dort an, wo ihr am wenigsten beizukommen ist: »Ich weiß nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war. Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste. Alles geht jetzt dorthin. Ich weiß nicht, was dort geschieht.«

Der erste Satz dieser Passage lautet allerdings: »Ich lerne sehen.« Dies ist dem Schreiber die fundamentale Voraussetzung seines Tuns. Für Rilke erstreckt es sich, mit Unterbrechungen, auf sechs Jahre: Der noch unbewusste Beginn der »Aufzeichnungen« 1904 in Rom bis zu dem Diktat in Kippenbergs Leipziger Haus, aus vielen Taschen-Büchern, in die Schreibmaschine der Verlags-Sekretärin, im Januar 1910.

Sehenlernen. Das ist zwar der Blick in die Welt, doch gesteuert von der inneren Welt eines jungen Menschen, die von »Furcht« und »Angst« besetzt ist. Es ist ein Wechselverhältnis zwischen einer tatsächlich vorhandenen Wirklichkeit der Armut und des Elends, der Hässlichkeit und des Schreckens, des Verlustes der Individualität in einer nivellierenden Großstadt *und* der hypersensiblen Wesensart eines Dichters mit einer ausgesprochenen Affinität zu einem Wirklichkeitssegment, das alle zerstörerischen Kräfte in sich vereint.

Malte mobilisiert dagegen die stückweisen Erinnerungen an die Kindheit in seiner dänischen Heimat; doch am Ende werden sie ihm zu einem Albtraum mit dem Bewusstsein schon früher Einsamkeit. Er ruft Gestalten großer Kunst herauf: die Duse, Ibsen, Beethoven; doch er sieht nur die Herabwürdigung solch großer Kunst zur Wirkungslosigkeit durch ein Publikum, das ihr einzig Genuss entnehmen will. (Brecht wird später von der »kulinarischen« Einstellung jenes Publikums sprechen. Sie hält sich bis in die Gegenwart!) Endlich erinnert er, in einer Art von »verzweifelter Utopie«, die Gestalten großer Liebender von der Antike bis in die Gegenwart. Frauen sind es ausschließlich und solche, die den Mann unendlich übertrafen, wurden sie verlassen oder ihr Gefühl nicht erwidert. Doch eben auch da findet Malte keinen Halt. Hier ist Rilke der erfundenen Gestalt am nächsten. Zwar schien ihm, lebenslang, die Liebe eine Aufgabe, die schwierigste, die dem Menschen zugekommen; allein im Grunde meinte er sie nicht erfüllbar. Der Mensch würde immer wieder an ihr scheitern. So steht am Ende der »Aufzeichnungen« der bittere Vers: »Sieh dir die Liebenden an, / wenn erst das Bekennen begann, / wie bald sie lügen.« Das »Prosa-Buch«, so nannte Rilke die »Aufzeichnungen«, endet in einer eigenwilligen Deutung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn.

Doch die »Dekadenz des Verlaufes« dieser Biographie dürfte nicht – und das ist wichtig! – die »Höhenlage der einzelnen Punkte« übersehen machen. Rilke warnte vor allem junge Menschen, mit Malte parallel zu gehen; vielmehr riet er dringlich: »dieses Buch, das in den Beweis zu münden scheint, dass das Leben unmöglich ist, muss gegen seinen Strom gelesen werden.« Ist man dazu willens: mit dem Mut des Dichters, all dem Schweren und Furchtbaren des Daseins, das auch immer Gegenwart ist, illusionslos ins Auge zu sehen, wird eine solche Haltung in Lebenskraft umschlagen. Das war von Rilke immer geglaubt. »Gegen die Furcht« anzuschreiben, hätte sich dann gelohnt; denn – so begriff er seine Dichter-Existenz: »Was ist anderes unser Metier als Anlässe zur Veränderung rein und groß und frei hinzustellen.«

Hoffnung aus einer Niederlage?
Anna Seghers »Aufstand der Fischer
von St. Barbara« (1928)

Man stelle sich vor: Eine Preisverleihung steht an, Verleihung eines renommierten Literatur-Preises, den zuvor B. Brecht, A. Döblin, L. Frank, C. Zuckmayer, A. Zweig erhalten hatten, des Kleist-Preises 1928. Dem eine Entscheidung herbeizuführenden Komitee stand in jenem Jahr der Schriftsteller Hans Henny Jahnn vor. Er hatte zu wählen unter achthundert (!) Manuskript-Einsendungen und entschied sich für die Erzählung der in diesem Moment noch ganz unbekanntenen Anna Seghers »Aufstand der Fischer von St. Barbara« – Gustav-Kiepenheuer-Verlag Potsdam. Der Autorin erste Buchveröffentlichung.

Seine Begründung: »Ein gutes Buch mit knapper und sehr deutlicher Sprache, in dem auch die geringste Figur Leben gewinnt. In dem die Tendenz schwächer ist als die Kraft des Menschlichen. Es ist ein Daseinsvorgang in fast metaphysischer Verklärung. Das nenne ich Kunst.«

Es muß uns bis ins unmittelbar Gegenwärtige berühren, lesen wir den ersten Abschnitt jener Erzählung, da eine Polarität sich auftut, die eben nur die Kunst auszuhalten und weiterzureichen in der Lage ist: *Der Aufstand der Fischer von St. Barbara endete mit der verspäteten Ausfahrt zu den Bedingungen der vergangenen Jahre ... Aber längst, nachdem die Soldaten zurückgezogen, die Fischer auf der See waren, saß der Aufstand noch auf dem leeren, weißen, sommerlich kahlen Marktplatz und dachte ruhig an die Seinigen, die er geboren, aufgezogen, gepflegt und behütet hatte für das, was für sie am besten war.*

Da ist der eine Pol, ein vergeblicher Aufstand Besitzloser gegen Besizende, wie es ihn immer wieder gegeben hat, und der deshalb bei allem Realismus des Erzählten zeit- und ortlos scheint, und da ist der andere Pol, sichtbar, unsichtbar. Ein weibliches Ur-Gesicht jenseits aller Wirklichkeit? (So möchte man die phantastische Grafik von Karl Stratil auf dem Titelblatt der Reclam-Ausgabe der Erzählung verstehen.)

Was nun jeden Leser von Anfang an staunen machen muß, ja fesseln mag von Seite zu Seite, ist eben jene Erfindung eines St. Barbara kraft künstlerischer Fantasie; verwandelt in bedrängende Anschauung und einen sprachlich kargen Duktus, was beides einzigartig war und ist. »Das nenne ich Kunst.« Mittelpunktfigur der Erzählung wird ein von außen gekommener, ein Fremder, der von den Fischern erkannt wird als jener Hull, der im benachbarten Port Sebastian einen Aufstand angezettelt hatte, nun steckbrieflich gesucht, hier Unterschlupf gefunden. Ein Abenteurer, ein Rebell, ein instinktiver Revolutionär, den die Fischer mit einem Ausdruck von Neugierde, Hoffnung und ein wenig Hochmut anblickten: *Der Tisch ... stand gegen das Fenster der Schenke. Es war Nachmittag. Oktober. Dumpf und unbeweglich, bleigrau und regenschwer starrten Himmel und Erde gegeneinander, wie die Platten einer ungeheuren hydraulischen Presse. Es war kalt ... Nebeneinander an der Wand saßen die Schiffer, aufrecht, die Hände auf den Knien. Da sie nicht tranken, waren sie offenbar gekommen, um miteinander zu schweigen ... Hull fiel es auf einmal schwer aufs Herz, dass er gekommen war. Es gab auf der Welt viele warme lustige Winkel, alle standen ihm offen, warum war er nicht abgefahren, warum saß er hier?*

Solche Anfechtung überfällt ihn wiederholt; doch er bleibt. Hull wird zum Organisator des Aufstands. Er bringt es zuwege, dass auch die Fischer der benachbarten kleinen Orte zu einer Versammlung nach St. Barbara kommen; er verpflichtet sie, einen Drei-Punkte-Beschluss anzunehmen und der Reederei ultimativ vorzulegen; und er beschwört sie: *Beieinanderbleiben. Kein Schiff herauslassen.*

Die Verhältnisse eskalieren, als die Reederei es erzwingen will, dass ein erstes Schiff, ihre »Marie Farère«, zum Frühjahrsanfang ausfährt und Soldaten in den Hafen beordert. Die Streikfront bröckelt. Es kommt zu einer gewaltsamen Konfrontation, dem Tod des Fischers Kedennek. Er war dem Haufen der verzweifelt Aufständischen vom Marktplatz St. Barbara auf die »Marie Farère« und die Gewehre im Anschlag zu vorangegangen. Eine dramatische Szene innerhalb des epischen Elends: *Kedennek ging weiter, wie es ausgemacht war, nicht zu langsam, in ungewohnt kleinen, leichten Schritten. Er hatte im Rücken ein sonderbar kahles Gefühl, und er verstand auch, dass der Soldat auf ihn schießen würde. Er fiel um, in der Mitte zwischen Soldaten und Fischern... In seinen Kopfwaren alle Gedanken eingezogen, die zu empfangen der Kopfeines*

Menschen geschaffen ist. Er dachte auch an Gott, nicht wie man denkt, an etwas, das es nicht gibt, sondern an etwas, das einen verlassen hat.

Und noch einer büßt sein Leben ein: Der junge Andreas Bruyn. Pflegesohn jenes Kedennek und wie ein Schüler dem Hull nahe. Eine Hoffnungsfigur, wie sie bei Anna Seghers immer wieder auftauchen wird. Die Daseinsnot zu überstehen, weiß er nur von einer Sehnsucht: *Er hatte solche Lust nach Freude. Er kannte sie noch gar nicht. Ein-, zweimal war sie flüchtig durch ihn hindurchgegangen ... einen Augenblick war alles anders gewesen.* Dann schmuggelt er sich auf die auslaufende »Marie Farère« und bringt sie zum Kentern. Er überlebt, flüchtet in die Klippen – und dort trifft ihn die Kugel der Soldaten: *Andreas hörte noch mal »Halt!«, er rannte noch schneller, er hörte auch einen Knall ... Andreas war schon umgefallen, hatte sich schon überkugelt, war in den Steinen hängengeblieben, das Gesicht unkenntlich zerschlagen – aber etwas in ihm rannte noch immer weiter, rannte und rannte und zerstob schließlich nach allen Richtungen in die Luft in unbeschreiblicher Freude und Leichtigkeit.*

Der Aufstand war gescheitert. Allein seine Idee war aufgehoben; dieses Mal sichtbar. Die Frauen schauten dem auslaufenden Schiff nach: *Jetzt konnten sie nochmals die Gesichter ihrer Männer so deutlich wie hinter dem Mittagstisch erkennen. Eine Minute lang erkannte sogar jede Frau in den Augen ihres Mannes das Feste, Dunkle vom letzten Winter. Dann waren es nur noch ihre Gesichter, dann nur noch ihre Gestalten, dann nur noch Männer, dann nur noch ein Schiff ... Die Frauen auf der Mole fingen an zu merken, dass sie durchnässt waren.* HOFFNUNG AUS EINER NIEDERLAGE ?

»Was hätte dem Mozart sein Genie genützt?«
Eine Liebende im Krieg
Arnold Zweigs Roman »Junge Frau von 1914«

Dieses Datum: August 1914, zu erinnern, sollte der Menschheit heute, hundert Jahre nach Ausbruch des *Ersten* weltumspannend-mörderischsten Krieges bisheriger Geschichte, zu einem ungeheuren Menetekel werden.

Zugegeben: Die Medien, nicht nur die deutschen, sondern auch die französischen, englischen, amerikanischen, russischen, richten seit Monaten den Blick auf jenes Ereignis und die Jahre von 1914–1918. Es gibt lange vorbereitete wissenschaftliche Abhandlungen, detaillierte Einzelanalysen, neu gefundene Zeitzeugen-Berichte und Filme aller Art.

Hier sei der Blick auf nur einen Teil jenes monumentalen literarischen Werkes gerichtet, das diese Zeit auf so unvergleichliche Weise widergespiegelt. Arnold Zweig nannte es »Der große Krieg der weißen Männer«. Eine »Enzyklopädie« dieses Krieges, so Lion Feuchtwanger, was wohl eine alle Aspekte des Geschehens umfassende Darstellung meinte. Es sind vier vollendete Romane: »Der Streit um den Sergeanten Grischa« (1928), »Junge Frau von 1914« (1931), »Erziehung vor Verdun« (1935) »Einsetzung eines Königs« (1937), die, suchte man nach einem übergreifenden Gestaltungs-Element, das Motiv der Erziehung und Wandlung von Menschen durch eine sich entfaltende Katastrophe zum Gegenstand haben.

»Der Streit um den Sergeanten Grischa« hatte Arnold Zweig weltberühmt gemacht. »Junge Frau von 1914« griff in der Chronologie zurück, in die Jahre 1914–1916. Ihr gab der Erzähler das Prädikat »Roman der Liebe«.

Von einer schwierigen Beziehung zweier Liebenden hatte Zweig schon 1912 in den »Novellen um Claudia« gehandelt. Hochartifizuell, in elegischem Grundton, von gesellschaftlicher Wirklichkeit absehend und sich damit in der literarischen Szene des Vorkrieges einen Platz gesichert. Nun aber hatte ihm das eigene Erleben den Abgrund gezeigt, der die Welt des Vorkrieges von der des Krieges trennte. Und dies ließ ihn der jungen Frau von 1914, Lenore Wahl, ein so gänzlich anderes Profil zukommen als es jener Claudia Eggeling des Frühwerks eigen war.

Sie, Tochter des jüdischen, wohlhabend-einflussreichen Bankiers Hugo Wahl, dreiundzwanzigjährige Kunststudentin, liebt den hoffnungsvollen, allein bettelarmen Schriftsteller Werner Bertin. Für die Eltern natürlich keine Partie.

Als der Krieg ausbrach, ereignete sich das heute Unvorstellbare: Er wurde als eine Erlösung empfunden. Erlösung aus ausweglos stagnierenden Verhältnissen. So dies- und jenseits des Rhein, so in der brüchigen k. u. k. Monarchie, so von begeisterten Millionen einfacher Menschen in ganz Europa *und*: von der überwältigenden Mehrheit der Geistesschaffenden, der Schriftsteller, Philosophen, Publizisten. Werner Bertin, in vielem ein Abbild Arnold Zweigs, gehörte zu ihnen: »Jetzt rief ihn Deutschland ... die Heimat, die Gesittung, alle seelischen Mächte, alle guten Geister des Vaterlands ...«

Der Gestellungsbefehl beorderte ihn in ein Armierungs-Bataillon nach Küstrin, machte ihn zum simplen »Schipper«. Später wird die tief verletzte Lenore Wahl die bittere Einsicht aussprechen: »Was hätte dem Mozart, lebte er heute, sein Genie genützt? Sie hätten ihn »eintrückend« gemacht, wie der herrliche Ausdruck der Österreicher lautete, und glatt hingelegt bei Grodek wie den Dichter Trakl.«

Eigentlich hätte sie gewarnt sein müssen, als sie den geliebten Mann besuchte. Hatte ihre Freundin doch, aus eigener Erfahrung, von der bestürzenden Veränderung der Männer gesprochen, ihrem Wesensabfall in der kurzen Zeit ihres Soldat-Seins. Und so geschah ihr »diese grobe Rohheit ... in Schreck und Scham«, dass er sie nach schönem Spaziergang durch bewaldete Natur, gelagert »auf Gras und Moos«, mit Gewalt nahm. Das Kind durfte nicht sein; die Eltern nichts davon wissen; sie musste es allein durchstehen. Sie wusste diesen Mann »durchtränkt von Schuld«, und hegte »keine Spur von Groll«. Lenore Wahl – jedem aufmerksamen Leser wird sie nun zu einer bewundernswerten Frauengestalt – gewinnt den Mut zu dem ihr aufgegebenen Weg und – was ihr Wesen reicher macht – die Fähigkeit zum Beistand. Denn, blitzte es in ihr auf, »Tausende von Soldaten trafen in diesem Augenblick viel härtere Schläge«. Sie nimmt die leidvolle Wirklichkeit der anderen wahr und wächst über den Geliebten hinaus, der immer noch in höheren Sphären schwebt: »Das Vaterland war größerer Opfer wert ... Der geistige Mensch war nicht mehr einsam ... Jetzt gingen Geist und Gewalt einig ...« Allein, es ist diese junge Frau, die zu solchen Sätzen den hohnvoll ihren setzt:

Er, Bertin, der Schriftsteller, würde »die Welt mit gebildetem Geschwätz vollpflastern«. Was sie jetzt durchlebte, in Angst, Schmerz und wilden Zornausbrüchen gegen den Abwesenden, muss jeden Leser tief betroffen machen; für damals und auch für heute. Ein »Frauensicksal«, so sagt es sich leicht hin.

Es ist die bedingungslos Liebende, die ihren unwissenden Eltern die Legalisierung ihrer Zukunft abnötigen wird, die Verbindung mit Bertin. Freilich haben sie gehört: »Der Mann wird berühmt« und: »einen Schwiegersohn im Felde ... zur Zeit Heeresgruppe Mackensen« würde ihrem Renommee in der Öffentlichkeit gut tun. Also eine Zeitungsannonce. Opportunismus in Reinkultur. Nur, die Tochter will mehr. Auf geraden und auf krummen Wegen, mit nicht nachlassender Hingabe, Hilfe suchend und erfahrend, kann sie jenes »Gesetz« des Kaiserreichs in Anspruch nehmen, das den in die Westfront Eingemauerten reklamiert: für einen »Heiratsurlaub«. Vier Tage. Danach wird er »seinen Platz in der Gemeinschaft« wieder aufnehmen, »die Idee ›Deutschland‹ zu verteidigen«.

Ein Roman, der ein »Hohes Lied« auf eine junge Frau einbringt. Ihr bleibt am Ende Sorge und Hoffnung: »Wenn du nur heil bleibst. Um mich kümmer dich nicht. Ich komme schon durch.« Zur gleichen Zeit, im selben Ton sprachen so Tausende von Frauen auf der ganzen Erde; in den Hauptsprachen der weißen Menschheit.«

»In letzter Stunde die Rettung«
Franz Werfel und die armenische Tragödie:
»Die vierzig Tage des Musa Dagh«

Und wieder einmal gingen solche Bilder um die Welt: Menschen auf der Flucht vor einem nationalistisch aufgehetzten Mob: Usbeken, eine Minderheit im Westen Kirgistans, Männer, Frauen, Kinder, Greise drängen an die geschlossene Grenze des Nachbarlandes. Vergeblich. Politik versperrt sich der Humanität.

Schlimmer noch: tritt sie mit Füßen. Es ist, einhundert Jahre her, 1915, da nahm eine türkische Regierung die »Gelegenheit« des Krieges an der Seite des Kaiserlichen Deutschlands wahr, sich einer Minderheit, der christlichen Armenier, nun endgültig zu entledigen. »Umsiedelung« nannte man es offiziell; eine barbarische Ausrottung von eineinhalb Millionen Menschen war es tatsächlich. Dafür gab es Zeitzeugen in Wort und Bild; dafür gibt es Dokumente bis in unsere Gegenwart hinein.

Der Schriftsteller Armin T. Wegner, selbst deutscher Soldat in der türkischen Armee, 1915, richtete einen flammenden Brief an den amerikanischen Präsidenten W. Wilson. Natürlich vergeblich. Er wusste, was ein blindwütiger Nationalismus einer Minderheit antat: »Erschlagen, erschossen, erhängt, vergiftet, erdolcht, erdrosselt, von Seuchen verzehrt, ertränkt, erfroren, verdurstet, verhungert, verfault, von Schakalen angefressen. Kinder weinten sich in den Tod. Männer zerschmetterten sich an Felsen; Schwangere stürzten sich, die Hände aneinandergebunden, mit Gesang in den Euphrat ...«

Heinrich Vierbücher, 1915 Dolmetscher von Marschall Liman von Sanders in Konstantinopel, lebenslang ein Anwalt der armenischen Tragödie, hatte in seinem 1930 erschienen Buch »Armenien 1915« (wiederaufgelegt 2004 im Donat Verlag Bremen) die beschwörenden Frage gestellt: »Wird das größte Kalvariendrama der Geschichte einmal seinen Gestalter, den Künstler, den Dichter finden, der den Blick der Menschen für künftige Jahrhunderte bannt auf diese Zeit, den Wahnsinn, den Höllensabbat, den die Zufriedenen, Feigen und Dummen Weltordnung nennen?«

Und nun lesen wir in der »Nachbemerkung des Autors« zu seinem Roman, unter dem Datum von Frühjahr 1933: »Dieses Werk wurde im März des Jahres 1929 bei einem Aufenthalt in Damaskus entworfen. Das Jammerbild verstümmelter und verhungertes Flüchtlingskinder, die in einer Teppichfabrik arbeiteten, gab den entscheidenden Anstoß, das unfassbare Schicksal des armenischen Volkes dem Totenreich alles Geschehenen zu entreißen.« Werfel ahnte: »Es wird vielleicht mein Hauptwerk sein. Ungeheure Verantwortung hängt daran.«

Obwohl seine Bücher im Mai 1933 von den Nazis auf den Scheiterhaufen geworfen worden waren, konnte jener Roman fast zwei Monate, Ende 1933 bis Anfang 1934, in Deutschland noch erscheinen. Ein bürokratisches Versehen? Dann erhob die Türkei Einspruch, und die deutschen Zeitungen folgten: »staatsgegenerische Gesinnung ... undeutscher Pazifismus, der entehrt und entheroisiert.« Darauf das Verbot.

Was geschichtliche Vergangenheit war, brach in die unmittelbare Gegenwart ein: Ein sich noch übersteigender mörderischer Nationalismus wurde zu einer die Welt verheerenden Katastrophe: der von Deutschland heraufbeschworene Krieg und der Holocaust. Kaum ein anderer historischer Roman jener Jahre erlangte durch die Zeitgeschichte eine solch »symbolische Aktualität« – Werfel selbst konnte das erfahren – wie dieses Buch von fast achthundert Seiten. Man lese nur als Probe das 5. Kapitel des Ersten Teils, »Zwischenspiel der Götter«, – es basiert gänzlich auf dem Bericht des Pfarrers Johannes Lepsius über seine gesuchte Begegnung mit Enver Pascha, dem türkischen Kriegsminister, – und man wird alles lesen wollen. (Im November 1932 hatte Werfel gerade diesen Abschnitt in einer Vorlesungsreihe in mehreren deutschen Städten vorgetragen. Er muss »ein unvergleichlicher, ungeheurer Vorleser mit einer Riesenstimme« gewesen sein. So Ohren- und Augenzeugen.)

Der Niederschrift des Romans in nur neun Monaten, von Juli 1932 bis März 1933, war ein intensivstes Quellenstudium von über zwei Jahren vorgegangen. Ein Berg von Dokumenten verbürgte die Authentizität des Rahmens und aller Details. Das Gesamt dieser Tragödie wäre selbst in einem epischen Werk nicht darstellbar gewesen. So wählte Werfel eine fast unglaubliche, doch eben authentische Episode: Der drohenden Deportation und Vernichtung zu entgehen, nicht kampfflos zu sterben, beschlossen sieben

Gemeinden, 5000 armenische Christen, den Auszug auf das Plateau des Musa Dagh, den »Berg Mosis«, südöstlich von Antiochia gelegen. Vierzig Tage eines übermenschlichen Lebenskampfes gegen eine vielfach überlegene türkische Militärmacht – und in letzter Stunde die Rettung durch französisch-englische Kriegsschiffe in der Bucht des Berges. Der Einbringung des Dokumentarischen fügt sich das bewundernswert dichterische Vorstellungsvermögen Franz Werfels: in der Individualisierung von Haupt- und Nebengestalten, in der dem Leser anheimgegebenen biblischen Gleichnishaftigkeit der Errettung durch einen kämpferischen Glauben.

Das Buch wurde, besonders durch die Übersetzung in Englische, zu einem Welterfolg. Die armenische Diaspora feierte den Dichter 1936 in den USA mit den Worten ihres Priesters: »Wir waren eine Nation; aber erst Franz Werfel hat uns eine Seele gegeben.«

Es ist die Existenz von Minderheiten in aller Welt und zu allen Zeiten immer bedroht, oft tödlich bedroht gewesen. Wie seltsam mutet da das Goethe-Wort an: »Toleranz sollte eigentlich nur eine vorläufige Gesinnung sein; sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.« Und doch, wie notwendig, es so immer wieder zu sagen.

»Muß es nicht eine Erneuerung geben?«
Großartiges Panorama der Zeit:
die Tetralogie »November 1918« von Alfred Döblin

Als im Herbst 1978 im Deutschen Taschenbuch Verlag, München, die Tetralogie über den »November 1918« von Alfred Döblin erschien – zum ersten Mal vollständig, 21 Jahre nach des Autors Tod –, schrieb Hans Mayer in der »Weltwoche«: dieses Buch gehöre zu den »großen Erzählwerken deutscher Sprache in unserem Jahrhundert. Freilich: man muss sich ganz und gar darauf einlassen.« Vier Bände, rund 2000 Seiten. 1981 brachte Rütten und Loening, Berlin, das Opus Magnum, herausgegeben und mit einem ausführlichen Nachwort von Manfred Beyer versehen.

Und nun muss ich gestehen, damals nicht über den zweiten Band hinausgekommen zu sein. Etwas, ich weiß es nicht mehr, kam dazwischen. Jetzt also, 30 Jahre später: *Wiedergelesen*, »ganz und gar darauf eingelassen«. Älter geworden, mit der Erfahrung einer »Revolution« von 1989 versehen, lese ich mit Betroffenheit jene Sätze des aus dem zwölfjährigen Exil nach Deutschland zurückgekehrten Schriftstellers. Es war – denkwürdiger Weise – genau der 9. November 1945: ... *das Revolutionsdatum von 1918, Datum eines Zusammenbruchs, einer verpfuschten Revolution ... Wird alles wieder so kläglich wie damals verlaufen, soll und muß es diesmal nicht eine Erneuerung, eine wirkliche, geben?*

Fast sechs Jahre, von Ende 1937 bis Ende August 1943, im französischen und amerikanischen Exil, hatte Döblin an dem monumentalen Werk gearbeitet. Es war die Zeit der permanenten Bedrohung durch den revanchelüsternen deutschen Faschismus, die Zeit des die Welt an einen Abgrund drängenden Zweiten Weltkriegs durch abermals den deutschen Faschismus. Döblin fragte sich, wie so viele Emigranten, Exilierte, Vertriebene unter den Intellektuellen: Wie konnte es dazu kommen? Und er war schon 1935 davon überzeugt: *Hitler war schon jahrelang vor 1933 an der Macht*. Die Weichen waren ihm gestellt, als die deutsche Sozialdemokratie, in der Person Eberts, Scheidemanns, Noskes, das verhängnisvolle Bündnis mit der sich unbesiegt glaubenden kaiserlichen Generalität einging und die Revolution durch die

Konterrevolution abwürgte. Man »hasste« die Revolution, man wollte »Ruhe und Ordnung«, denn: »das Volk will sie ... das ist volkstümlich«, so Ebert.

Es ist ein großartiges Panorama der Zeit, das der Schriftsteller, der Dichter Alfred Döblin vor uns ausbreitet. Dabei geht es, Tag für Tag, nur um die Spanne vom 10. November 1918 bis zum 15. Januar 1919: Tag der Ermordung von Liebknecht und Luxemburg. Dies der Rahmen, der Zusammenhalt des immensen Epos'.

Die Handlungsstränge: Soldaten, Matrosen, Offiziere; die Generalität mit Groener und Hindenburg im Großen Hauptquartier Kassel; Aristokraten, Großbürger, Kleinbürger, Proletarier; Schieber, Abenteurer, Verbrecher; Spitzel und Provokateure; Gymnasiasten, Lehrer, Pfarrer; »Geistesschaffende« und ihr »Rat«; Mehrheitssozialisten, Unabhängige, Spartakisten; französische Nationalisten, der amerikanische Präsident Wilson; Gespenster-Erscheinungen, Satan und Gott ... Alles lokalisiert zunächst im Elsaß, sodann nach Paris und schließlich ins Zentrum: nach Berlin.

Die Teile heißen: »Bürger und Soldaten«, »Verratenes Volk«, »Heimkehr der Fronttruppen« und als Höhepunkt: die Engführung allen Geschehens: »Karl und Rosa«.

Es gibt eine durch alle vier Bände gehende Gestalt: den schwerverwundet aus dem Krieg entlassenen Oberleutnant Friedrich Becker; einstmals Studienrat, Dr. Becker, der sein Kriegserleben, seine Mitschuld nicht verdrängen kann, nun noch einmal versucht, vor eine Gymnasialklasse zu treten und den jungen Menschen das überzeitliche Phänomen des *Gewissens* am Beispiel von Sophokles' »Antigone« nahezubringen.

Es gehörten diese ca. 50 Seiten aus dem vierten Band in jedes Lesebuch der oberen Klassen heutiger Zeit!

Becker scheitert vor dieser Jugend an ihrem durch das Kaiserreich ausgeprägten Nationalismus und an ihrer Ablehnung jeglicher Veränderung. Eine unbelehrbare Generation. Folgenreich für den weiteren Weg dieser Gestalt, die schließlich Züge des Autors selbst trägt.

Übertroffen noch wird jenes Zeit-Bild durch die Zeichnung der Gestalt von Rosa Luxemburg. Ich gestehe meine Irritation. Gewiss: Da ist am Ende die Theoretikerin, die Politikerin, die unbeugsame Revolutionärin, die schon lange wusste: »... ich werde ... auf dem Posten sterben: in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus«. Doch der Dichter lenkt uns anders, lässt uns

teilhaben an dem unaufhebbaren Leid einer Frau um den gefallenen Geliebten, in einer gleichsam mystischen Traumwelt. Selbst der Freiheit beraubt, ringt sie, der Welt enthoben, mit Satan und mit Gott um den Tod des Menschen. All das macht sie menschlicher und größer – als jede Ikone. Einzigartig!

Am Ende steht das Scheitern. Es war »eine deutsche Revolution«, so von Döblin selbst benannt. Schmerzlicher kann kein letzter Satz solchen Epos' sein: *Bitterkeit, bitterste Bitterkeit, wann wirst du meine liebe Schwester sein?*

Allein, aufs Ganze der vier Bände gesehen, muss Döblins schon 1935 ausgesprochenes Bekenntnis gelten: ... *vielleicht kann man doch mehr, auf geistige, moralische Weise, seine Politik in der Schrift unterbringen, schärfer, härter, offener als früher*. Brecht bekräftigte solche Haltung mit dem abschließenden Urteil: »döblins großes episches werk über die revolution von 1918 stellt einen triumph des neuen typus eingreifender dichtung dar, ein politisches unikum in der deutschen literatur und ein nachschlagewerk für alle schreibenden«.

»Entstanden aus Heimweh nach Prag«
Louis Fürnbergs »Mozart-Novelle«
bringt den Komponisten mit Casanova zusammen

Wer dächte bei einer »Mozart-Novelle« nicht zuerst an Eduard Mörike? Diesen innigsten Dichter des schwäbischen Biedermeier, dessen lebenslange Liebe zu jenem unvergleichlichen Genie ein Juwel deutscher Erzählkunst hervorgebracht hatte: »Mozart auf der Reise nach Prag« (1855). In äußerer, nicht innerer Idylle war dem kränklichen, schon mit 39 Jahren pensionierten Pfarrer dieses zauberhafte Werk gelungen. Ein Mozart-Bild, das immer wieder fasziniert, weil es durch das dichterische Wort uns ahnen lässt, wer Mozart war, was seine Musik sagt. Romantische Verklärung, gar Verzeichnung? Denn da sei auch von »Trübsinn«, »Schwermut«, »Todesahnung« die Rede. Sei's drum! Es bleibt ein einzigartiges Bild.

Und nun geht jemand das Wagnis an, eben jenen selben Lebensmoment: Mozart am Vorabend der Uraufführung seines »Don Giovanni« in Prag, 28. Oktober 1787, noch einmal, in einer »Novelle« darzustellen: Louis Fürnberg. Wer beide *wiedergelesen* hat, wird beide bewundern müssen!

Die Lebensumstände, die Fürnberg, den sensiblen Lyriker und Musiker, gleichsam zwangen, eine solche graziöse Prosa-Episode festzuhalten, waren einer Idylle denkbar fern. Der engagierte Prager Dichter und Antifaschist war im Frühjahr 1939 von den Nazis gefasst, konnte ihnen im August, vielfach malträtiert, halb taubgeschlagen, wie durch ein Wunder entkommen und gelangte, mit Frau und kleinem Sohn, über sieben Grenzen im Frühjahr 1941 nach Jerusalem. Als Asylsuchender, nicht als Zionist. Eben diese Polarität ließen Fürnberg die Jahre in Palästina zu einer traumatischen Erfahrung werden. Der 1943 in London, mit einem Vorwort von Arnold Zweig, erschiene Gedichtband trug den Titel »Hölle, Haß und Liebe«. Fast ein Jahr, nach Ende des Krieges, verging, bis im März 1946 die Ausreise gelang. Heimkehr-Willige galten den in Palästina Bleibenden als Verräter.

Unter diesen Lebensumständen entstand die so ganz anders geartete Welt der »Mozart-Novelle«: ... *aus Heimweh nach Prag*. Fürnberg. Am 11. November 1945 hatte er an Arnold Zweig geschrieben: *Ich versuche mich jetzt an*

einer kleinen Novelle ... Ein Zusammentreffen Mozarts mit Casanova in Prag. Im ganzen sind wir sehr schlecht aufgelegt.

Eben jenes *Zusammentreffen* war die Erfindung des Dichters. Dass der Abenteuerer und Frauenheld Giacomo Casanova, 62jährig, aus Dux, wo er als Bibliothekar des Grafen Waldstein sein Gnadensbrot verzehrte, um den 25. Oktober in das nahegelegene Prag kam und vermutlich die Uraufführung der Mozart-Oper erlebte, gilt als ziemlich sicher. Nun aber sollte man diese »unerhörte Begebenheit« im Freundeskreis laut vorlesen. Es sind ja nur 50 Seiten. Da erst würden dem Hörer Schönheit und Klang der Sprache, das andeutungsweise Böhmisch-Österreichische, und die subtile Ironie, die originellen Details in der Personen-Charakteristik aufgehen. Gerade letztere ist im höchsten Sinne bewundernswert. Ein historisches Dutzend an Personen wird uns vorgestellt: Die Freunde und Gastgeber Mozarts, Franz und Josefa Duschek, auf deren Landsitz, der Bertramka nahe Prags; Operndirektor Bondini mit Frau, der um die noch nicht geschriebene Ouvertüre zum »Don Giovanni« bangt; die konkurrierenden Sängerinnen Saporiti und Micelli, Hauptdarstellerinnen der Oper; der sarkastische Librettist Lorenzo da Ponte; ein zufällig dazugekommener begüterter und schöner Graf, Clam Gallas, dessen Begleiter, der preußische Gesandte von Blaskowitz, ein köstliches Exemplar von dumm-provozierender Arroganz, fast einen Eklat verursachte; schließlich der sich in den Mittelpunkt spreizende, eitle, die Vergangenheit repräsentierende Casanova. Und: natürlich Mozart; den Wissenden, der eigentliche Mittelpunkt, der lebenswürdige Mensch und der unvergleichliche Schöpfer.

Dem Tag und Abend folgt, mit einem Drittel des Textes, der nächtliche Spaziergang Casanovas und Mozarts durch das nur vom Mond erhellte Prag. Die Kulmination der Novelle; auf sie strebte alles hin. Casanova begreift überhaupt nicht, wer da neben ihm geht: *ein mittelmäßiger Konkurrent des Maestro Salieri* vielleicht; denn, so meint er, dass es *der Sinn der Kunst nicht sein könne, dem Leben zu dienen, sondern nur den Sternen ...! ... ein liebliches, wie parasitäres Dasein am Baume der Gesellschaft*; er selbst partizipiere an den *Erhabenen* ... Tatsächlich glaubt er, in seiner manischen Ich-Bezogenheit, in der Gestalt des Don Giovanni porträtiert worden zu sein!

Mozart widerspricht all dem auf das entschiedenste. Er will *Lakai weder nach oben noch nach unten* sein, das sei *der einzige Zustand, wo es sich*

nach Herzenslust hervorbringen ließe. Und dann deutet er dem konsternierten Casanova das *Geheimnis* seiner Oper an – ohne es aufzulösen. Es läuft, höchst eigentümlich, auf Selbstdarstellung hinaus. Da mag der Dichter sich angelehnt haben: *Es ist jeweils die bittere Dissonanz, und die löst man nicht auf ... So schrecklich – so schön ... Eine Maskerad ... , dass es einem die Kehle zuschnürt.* Das *Fegfeuer* wollen, wie Don Giovanni, statt der *Höll*, die man schon hat. In der Nacht noch entstand die Ouvertüre. Die Prager Premiere am 29. Oktober 1787 war von Mozart dirigiert.

Fürnberg erlebte bis 1957 zwölf Auflagen der Novelle. Es waren fast einhunderttausend Exemplare in der schönen Ausstattung des Dietz Verlags Berlin mit den ganz zeitgemäßen farbigen Zeichnungen von Karel Müller, Prag.

Dieses Werk wird bleiben in der Geschichte der deutschen Erzählkunst.

»Hier bist du Zeuge ...«
Stephan Hermlin »Die Zeit der Gemeinsamkeit«

»Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung«
(Ernst Benda 1965)

Es darf uns und die nachfolgenden Generationen nicht loslassen, wissen zu wollen, was deutsche Vergangenheit auch war. In der das geschah: April/Mai 1943: Die totale Zerstörung des Warschauer Ghettos. Die systematische Vernichtung aller dort noch verbliebenen Juden, 56 000, Männer, Frauen, Greise, Kinder. *Und*: Der einzigartige heroische Kampf einer Minderheit um ein Sterben in Würde. Ein Kampf gegen einen unendlich überlegenen Gegner: deutsche Faschisten.

Friedrich Wolf, der mit Stephan Hermlin im Sommer 1949 an dem Internationalen Friedenskongress von 45 Ländern in Wrocław teilgenommen hatte und anschließend mit der deutschen Delegation nach Warschau gekommen war, schrieb in der »Weltbühne«: »Das alles klang wie eine uralte Legende aus Homer, aus Dantes Inferno ... Dieses Heldenlied, das noch geschrieben werden muss ..., diese große Epopöe der aufrechten, todesmutigen Widerstandskämpfer gegen die Schmach faschistischer Henker ...«

Ein »Heldenlied« war im Entstehen begriffen. Hermlin hatte schon in Warschau damit begonnen.

Stephan Hermlin hatte erfahren, was »Gemeinsamkeit« im Kampf gegen Hitler bedeutete, weil er auch erfahren hatte, in welcher existentiellen »Einsamkeit« der Einzelne stürzen konnte. Sein Lebensweg, das Exil von 1936–1945, Ägypten, Palästina, England, Frankreich, Spanien, die Schweiz, ließ ihn beides erleben. Zwei der vier Erzählungen des Bandes polarisieren sich in jenen Begriffen.

Als Louis Fürnberg »Die Zeit der Gemeinsamkeit« las, in einer Nacht (!), sofort nach Erhalt des ihm gewidmeten Exemplars, schrieb er an Hermlin: »Wie gut, dass Du *kein* Erzähler bist ..., sondern ein Dichter ..., so leidenschaftlich vor der Sprache, die doch kein *Material* ist, aber Traum und Liebe und Blut und die Wahrheit selber ...« (18. Februar 1950.)

Im Sommer 1949 hatte Hermlin am Rande der Ghetto-Wüste gestanden: Vor dem Denkmal: »Dem jüdischen Volk / Seine Kämpfer und Märtyrer.« Allein, eine ganze Nacht lang, nur auf seinen dünnen Mantel gelagert, versunken im Nachdenken des Erinnerns. Die ersten vierzehn Seiten eines Rahmen-Textes beginnen in dieser Gegenwart. Der Blick ist auf die fürchterliche Ödnis gerichtet, das Ohr ist offen dem ungeheuerlichen Lärm von jenseits des Ghettos, dem heroischen Wiederaufbau der Stadt Warschau, die Stadt, die nach dem anderen Aufstand, dem polnischen, vom Sommer 1944, von Deutschen dem Erdboden gleichgemacht. Und so sagt es nun, »leidenschaftlich vor der Sprache«, der Dichter: »Hier bist du Zeuge ... eines großen und seltenen Vorgangs: du erlebst das Sterben des Todes.« Das Bild des Todes hier, das des Lebens dort. Polarität. Es konnte nicht anders als in der Sprache des Pathos gesagt sein, der Sprache des »Leidens« und der erhofften »Reinigung«, wie sie – das ist nicht zu hoch gegriffen – die griechische Tragödie gefunden und verwirklicht hatte.

»Wirklich stand ich jetzt schräg vor dem Denkmal ... Im Mittagslicht hätte die Gruppe der Aufständischen ... geradenwegs aus der Hölle herausgekommen sein können, deren Flammen man hinter den Figuren noch hervorschlagen sah. ... dieser Block war vielleicht nichts anderes als das Tor der Hölle, das die Kämpfer erreicht hatten, nachdem sie durch tausend Feuer gewandert waren, und von dem aus sie mit leeren Augenhöhlen und erstarrten Gesichtern in die verwüstete Landschaft blickten ... Ich wurde nicht müde, die Gruppe zu betrachten, unaufhaltsam zurückgerissen in den Tartarus der Jahre, die erleuchtet gewesen waren von diesem Feuer ...«

Die Erschütterung vermochte anzuhalten. So mag es zu den großen Momenten deutscher Vergangenheit gehören, dass am 7. Dezember 1970 ein deutscher Bundeskanzler, Willy Brandt, vor diesem Denkmal in die Knie sank. Das Bild ging um die Welt.

Im Herbst 1940 hatten die Deutschen das Warschauer Ghetto errichtet. Für zweihunderttausend Juden. Sie pressten noch einmal die gleiche Anzahl hinein und begannen sodann mit den systematischen Transporten von Tausenden und Abertausenden in die Vernichtungslager.

Doch nun, im April 1943, geschah das für die SS völlig Unerwartete: Ein todesmutiger, todeswilliger Widerstand brach aus. Der Widerstand einer Minorität der noch Verbliebenen, der für die Gaskammern Bestimmten.

Hermlin kannte die Dokumente und die wenigen Berichte Beteiligten und Betroffener. Er nutzte sie. Allein zum bedrängenden Ereignis wird uns, den Lesern, das Geschehnis durch die visionäre Kraft dichterischer Vergegenwärtigung. Erfindung wandelt sich in Authentizität. Auf 75 Seiten teilt Hermlin uns einen »Brief« mit, der ihm in Warschau übergeben, als sei er an ihn gerichtet gewesen. Ein »Brief«, der auch »Bericht«, auch »Tagebuch« genannt wird, ohne Anfang, ohne Ende. Der namenlose Schreiber ist im Alter von Hermlin, 28 Jahre. Das ist das Recht des Dichters: die Versenkung in seine Figuren, die Teilhabe an deren Orte, die Identifikation mit ihrem Schicksal. Gemeinsamkeit. Sie erstreckt sich auf die weitzurückliegende Vergangenheit, Zeit des immer hingenommenen Erleidens der Hiob-Gestalt, und nun: im Erinnern an den weitzurückliegenden Aufstand des Bar Kochba gegen die römische Unterdrückung (132–135 n. Chr.) geht »Gemeinsamkeit« ein in diese Gegenwart: »jetzt ist es wirklich und endgültig vorbei mit dem Knien, jetzt stehen wir«. Fast vier Wochen hält der ungleiche Kampf an: um jede Straße, jedes Haus, jede Mauer, jeden Keller. Mit Pistolen, Gewehren, Handgranaten, Brandflaschen gegen Stukas, Panzer, Kanonen, Flammenwerfer. Am Ende der Aufzeichnungen findet sich die bange Frage: »Alles, was ich fürchte ... ist wohl nur das eine: Werden sie an uns denken?«

Wieder im Sommer 1949 schließt der Rahmen-Text mit einer halben Seite: »Mit dem Heimischwerden in der Welt, sagte ich mir, ist es nicht so leicht. Zugleich war mir, als müsse ich aufbrechen, ohne Verzug, irgendwohin, um die suchen zu gehen, die feurige Türen hinter sich zugemacht hatten.«

Einzig die Erinnerung kann uns, die Nachlebenden, von dem Trauma solcher Vergangenheit erlösen.

Eine schonungslose Selbstbeziehung Franz Fühmann »Kameraden«

Auch das Wort »Kameraden« hat – wie jene oft genannte Medaille – zwei Seiten. Es bürgerte sich im Deutschen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein und besetzte die eine Seite der Medaille: »Rott- oder Spießgesellen, die jetzt auff new-teutsch Camaraden heißen«. Und die andere Seite? Man erinnert sich der Verse Ludwig Uhlands aus dem Jahr 1809, Zeit der antinapoleonischen Befreiungskriege, eines »gerechten Krieges«: »Ich hatt' einen Kameraden, / Einen bessern findst du nit. / Die Trommel schlug zum Streite, / Er ging an meiner Seite / Im gleichen Schritt und Tritt.« Ihn trifft die Kugel. »Er liegt mir zu den Füßen, / Als wär's ein Stück von mir.« Es bleibt ein Trost- und ein Erinnerungswort: »Bleib du im ew'gen Leben / Mein guter Kamerad!« Und es blieb die Brauch- und Missbrauchbarkeit selbst dieser Strophen bis in die Gegenwart.

Als Fühmann die 50 Seiten seines »Erstlings« – so 1973 von ihm selbst benannt – 1953 seinem Lektor im Aufbau-Verlag, Max Schroeder, vorlegte, ereignete sich ihm eine Katastrophe: Der Rotstift wütete! »... was schließlich blieb, war, neben der ausdrücklichen Billigung des Gesamtplans, der Titel. Der ist großartig, sagte Schroeder, und das andere lernst du schon noch!« Und es glückte. Fühmann arbeitete wie ein Besessener. Es sollte Prosa werden, auch noch eine Novelle. Nach zwei Jahren war sie fertig und erschien im Aufbau-Verlag. Sie erfuhr sogleich die Anerkennung Stephan Hermlins und Ludwig Renns sowie die Bewunderung von Louis Fünberg. Sie wurde verfilmt, »Betrogen bis zum jüngsten Tag«, und in viele Sprachen übersetzt.

Was erzählt diese »unerhörte Begebenheit«, von der 1968 abermals Stephan Hermlin sagte: »Man liest sie mit der gleichen Spannung wie vor ... Jahren.« Ich möchte sagen: Auch heute noch, mit Fassungslosigkeit.

kehrt man nach dem letzten Satz zum Eingang zurück: »Im Juni des Jahres 1941, an der Memel, geschah es, dass drei Soldaten ... gemeinsam ihren großen Tag hatten«, dann weiß man: mit diesem Satz von Zeit, Ort und den die Handlung tragenden Personen, dichte, lakonische Prosa, wurde eine

Tragödie angekündigt. Denn »der große Tag« ihrer Auszeichnung als beste Schützen der gesamten Division ist zugleich der Tag ihres Verhängnisses.

Vom Dienst befreit, machen sie sich auf den Weg zu einem benachbarten Grenzdorf in der Hoffnung »auf Mädchen« oder eine »Kneipe«. Als plötzlich am Himmel ein wunderbarer Vogel auftaucht, reißen sie ihre Gewehre hoch. Doch in diesem Moment vergeblich. Allein der Dichter weiß mehr, weiß, warum: »Der Vogel ähnelte einem Reiher ... er schwamm schnell durch die Luft, schraubte sich hoch und stand dann, flügelschlagend, ein unheimliches schwarzes Zeichen, im kristallinen Himmel.« Als er sich jedoch, kurz von ihnen entfernt, in einem Weidengebüsch niederlässt, schießen sie und treffen sie ihn und treffen ein junges Mädchen, das sich zum Sonnen dort am Bachrand gelagert hatte. Die Tochter ihres kommandierenden Majors.

Das hätte sie vor das Kriegsgericht gebracht, denn das Schießen, nahe der Grenze, war strengstens verboten. So verscharren sie die Leiche in dem sumpfigen Gelände, und der Jüngste von ihnen, Thomas, der nicht zum Schuss gekommen war, muss schwören: »Wenn ich euch verpfeife, Kameraden, dann habe ich den Tod verdient!« Von diesem Augenblick an wird der Begriff »Kameraden« zum Leitmotiv der Novelle; er pervertiert zu den eingangs genannten »Rott- oder Spießgesellen« in einen Ausmaß wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte. Die Nazi-Ideologie hatte die drei mit einer Ausschließlichkeit besetzt, durchaus individuell, dass nicht der geringste Raum für ein anderes Denken blieb. Karl, der Älteste, war schon im Freikorps gewesen, hatte dort manchen »umgelegt«. Josef, Sohn eines höheren SS-Offiziers, holte sich alle Rechtfertigung aus Nietzsches »Zarathustra«, dem Mythos der Macht, der Gefahr und des Todes. Thomas allein, Mittelpunktfigur, dem Erzähler am nächsten, durchlebt in wenigen Tagen ein Martyrium indoktriniertes »Treue« *und* peinigen Gewissens. Er zerbricht daran. Von den »Kameraden« in den Tod getrieben.

Zehn Jahre nach dem Krieg spricht ein Überlebender, ein Verwandelter, das Urteil über den Einen, über die Drei, von denen der Leser spürt, sie waren Stellvertreter für die vielen. Dies ist das Vermögen bedeutender Literatur, im Einzelnen das Allgemeine zu treffen. In der Auskunft über seinen »Erstling«, 1973, hatte Fühmann, schonungslos, selbstbezeichnend, begreifbar machen wollen, was mit dieser seiner Generation von 1922 geschehen war, 1933, 1939. »Ich war einer der Millionen primitiver, gläubiger Nazijungen, sieggläubig,

führergläubig, zukunftsgläubig, vorsehungsgläubig, von keinem Zweifel geplagt und gehorsam der angekündigten Strahlenden Zeit entgegenmarschierend ...«

Nach erlebtem Krieg, langer Gefangenschaft und nun ersten Schreibversuchen machte es ihn »fassungslos«, Anfang der 1950er Jahre »von sogenannten Kameradschaftstreffen ehemaliger Wehrmatsangehöriger mit ihren Feldmarschällen« in Heftchen und Memoiren der BDR lesen und hören zu müssen. (So in seinem »Pamphlet. Die Literatur der Kesselrings« 1954.) Von daher kam wohl der Titel seiner Novelle, den Max Schroeder »großartig« genannt. Sie endet mit dem Überfall auf die Sowjetunion, der hier mit einem fürchterlichen Verbrechen beginnt. Symbol eines vierjährigen Vernichtungs- und Ausrottungskrieges.

Des Erinnerns wert: Wie die Novelle Fühmanns erschien im Jahr 1955 Brechts »Kriegsfibel«, sonderbarerweise im Eulenspiegel Verlag Berlin! Nach vierjähriger Verzögerung, weil sie den Zensoren als »pazifistisch« galt ... 69 Fotoepigramme, das sind dokumentarische Fotos mit je einem Vierzeiler. Erschütternde Bilder mit aufklärendem Dichterwort. Brecht war schon damals der Meinung: »diese Verdrängung aller Fakten und Wertungen über die Hitlerzeit und den Krieg ... muss aufhören.«

Man könnte, man sollte diese Brecht-Fibel neben die Fühmann-Novelle auf seinen Bücher-Tisch legen: die Bilder anschauen, die Strophen bedenken und den Text noch einmal lesen. Vergangenheit unvergessen machen.

»Ein Hauch von Leben«
Erwin Strittmatters »Tinko«

Vielleicht führt die derzeitige Debatte um die Biographie von Erwin Strittmatter doch zum Werk zurück. Die Debatte: Was wusste er, im Rang eines Feldwebels, als Bataillonsschreibers einer Polizeieinheit, die schließlich der SS angegliedert war, von ihren im Zweiten Weltkrieg verübten Untaten, gar Verbrechen in Griechenland? War er betroffener Augenzeuge, war er gar involviert? Warum schwieg der Schriftsteller Erwin Strittmatter oder warum verschwieg er diese Jahre seines Lebens?

Denn jenseits von jedermanns Biographie in jenen fürchterlichen Zeiten, da fast jedermann *Kollektivschuldiger am Kriege* (Strittmatter 1980) gewesen war, ist uns ein solcher Einzelner bedeutsam und einzig herausgehoben durch sein Werk – und das ist zutiefst antifaschistisch, ist humanistisch, ist das Werk eines wirklichen Volksschriftstellers.

Dass Strittmatter an einer Last getragen, unbewusst-bewusst, – ein Trauma –, wird für den erkennbar, der eben jetzt seine Interviews, seine Tagebuchaufzeichnungen liest: »Lebenszeit. Ein Brevier«, »Die Lage in den Lüften. Aus Tagebüchern«, »Wahre Geschichten aller Ard(t)«, »Selbstermunterungen«. Da finden sich Qual-Sätze wie: *Weil wir die Wahrheit nicht sagten, mussten wir sie in allen Schrecken erleben.* und: *Wortbrüchig vor mir selber dazustehen, wird mir von Jahr zu Jahr peinlicher.* und: *Eine der zersetzenden menschlichen Leidenschaften ist der Selbstbetrug.*

Strittmatter eingestand, »aus *politischer Unklarheit*« den Nazis *Handlangerdienste* geleistet zu haben. Allerdings spürte er, der er ja schreiben wollte und musste, *dass dauernde Scham lähmt*. So fand Verdrängung statt, um überleben und leisten zu können.

Christa Wolf hatte in »Was bleibt« (1990) – unendlich verhöhnt von Besserwissern aus sicherer Ecke – diesen Titel nicht als Frage gestellt, sondern wohl so gedacht, wie ihn Volker Hage – einer der ganz wenigen von der anderen Seite – begriff: »Da war was, da bleibt was.« (»Die Zeit«, 5. Oktober 1990). Im Wissen um eine DDR-Literatur von 40 Jahren. Und sie beendete ihren Text: »Sollte ich mich nicht einfach hinsetzen an diesen Tisch, unter diese

Lampe, das Papier zurechtrücken, den Stift nehmen und anfangen. Was bleibt ...«

Eben das tat Erwin Strittmatter nach dem Krieg mit »Ochsenkutscher« (1951), »Katzgraben« (1953), »Tinko« (1955), was, und vieles mehr, geliebt ist.

Der Roman »Tinko« erschien im Kinderbuchverlag Berlin, in einem unwiederholt schönen topografischen Einband beider Buchdeckel: das Dorf Märzbach, und köstlich textergänzenden Illustrationen, beides von Karl von Appen. (Man ist glücklich, diese Ausgabe zu besitzen!)

Ein Elfjähriger in einem kleinen Dorf der Lausitz, in den Jahren 1948/1949. Die Mutter war im Bombenkrieg umgekommen, an den Vater hatte er keine Erinnerung, nennt ihn *den Heimkehrer*, als der eines Tages aus russischer Kriegsgefangenschaft in Märzbach auftaucht. Nun steht Tinko zwischen dem geliebten Großvater, der durch die Bodenreform ein Neubauer geworden, allein ein Großbauer werden möchte, und seinem ihm fremden Vater, der Neuerungen aus Russland mitgebracht. Ein Konflikt, der den Jungen fast zerbricht, und an dem der Alte, fast tragisch, zugrundegeht. Eine durchdachte Konstellation. Noch 1973 weiß Strittmatter: *TINKO ... nie so sorgsam mit einer Fabel umgegangen*. Die Wahl der Mittelpunktfigur, des Ich-Erzählers in Gestalt eines Kindes muss – so scheint es uns jetzt – ein intuitiv-zwanghaft künstlerischer Zugriff gewesen sein: *ungehemmt schreiben zu können ... [im] naiven Erzählstil der Kinder*. Mit dem Kind fängt das Leben und die Welt an, kann das Alte überwunden werden. Insofern verwundert heute die Kritik von damals, die – bei allem Gespür für den Reiz und die Schönheit jenes Erzählens – zu dem Fazit kam: »Kein kindgemäßes Buch und ... im Kinderbuchverlag völlig deplaziert.« Sogar ein Oberster sagte: »Ich hätte lieber ein Buch von dir gelesen, das aus der Sicht eines Erwachsenen auf unsre sozialistischen Verhältnisse geschrieben.« Missverstehen der Intentionen eines Schriftstellers, seines Nicht-anders-Könnens.

Schon am Morgen ist es wie im Frühling. Ich reiße das vortägige Blatt vom Kalenderblock. Eine fette schwarze Zehn wird sichtbar. Über der Zehn steht ›Oktober‹. Schon den zweiten Tag bin ich nicht in der Schule. Die Kartoffeln und Großvater sind daran schuld. Morgen werden sie den Hausaufsatz abliefern: ›Worüber ich glücklich wäre‹. Von mir wird Lehrer Kern keinen Hausaufsatz sehen. Ich wäre glücklich, wenn ich wieder in die Schule gehen könnte. Man

braucht sich dort nicht zu bücken, bis der Rücken starr und steif wird. Ich schlendere aufs Feld. Die Sonne wärmt. Die Luft ist lau. Am Feldrand springt ein Wiesel nach einer Maus. ›Du Räuber, laß die Maus leben!‹ Das Wiesel stutzt. Es starrt mich ein Weilchen mit seinen Punktaugen an und fährt dann in sein Loch. Die Maus ist gerettet. Ich trete das Wieselloch mit dem Holzpantoffel zu. ›Wühl dich aus und arbeite, wenn du fressen willst!‹

Es war Bertolt Brecht, der von Strittmatters Bauernkomödie »Katzgraben« gehört und sie haben wollte. Der berühmte Brecht, der unbekannte Niederlausitzer – ! Strittmatter wich wiederholt ungläubig aus, doch B. B. gab nicht nach. Sie trafen sich, arbeiteten gemeinsam am Text, die siebente Fassung kam am 25. Mai 1953 auf die Bühne des B. E. Was Brecht in diesem Zusammenhang bewundernd über das künstlerische Vermögen des »mit dem Proletariat aufgestiegenen Schriftstellers« Erwin Strittmatter sagte, gilt auch für den Roman »Ochsenkutscher«, den Brecht kannte, und nun gewiss auch für den Roman »Tinko«: »Die Gestalten ... sind voller Individualität, mit köstlichen Einzelzügen, liebens- oder hassenswert, widerspruchsvoll und zugleich eindeutig ... Die Sprache ... ist außerordentlich plastisch, bilderreich und kräftig, voll von neuen Elementen.«

Das *Wiederlesen* ist ja auch ein Sich-Rückversetzen in eine andere Zeit, hier die Jahre 1948/1949, die voller Hoffnungen begannen und die letztlich nicht gelingen konnten. Da mag beim Lesen ein Gefühl von Vergewissung aufkommen. – Dennoch wird man als Leser gefangen, wird einem das Lesen zum Genuss angesichts des Reichtums eines in naivem Ton Erzählten. Und dieses Erzählen – vielleicht kann es bei einem Kind gar nicht anders sein – ruht gänzlich in seinem »Anschauen«. Alles fängt mit einer angeschauten Welt an: die Kind-Welt, die Natur-Welt, die befremdliche Welt der Erwachsenen. Anderes vermag das Kind (noch) nicht.

Ein Goethesches Wort – dort finden wir den Begriff des »Anschauens« – öffnet sich uns überraschenderweise für solchen Anfang. In den »Maximen und Reflexionen« heißt es einmal: »Denken ist interessanter als Wissen, aber nicht als Anschauen.« Anschauen ist für Goethe das Höchste. Das Überraschende für uns ist die Verwandlung von solcher Art von Welt-Aneignung durch ein Kind: in Poesie.

Am eindrucksvollsten hat diesen Vorgang Christa Wolf in ihren Überlegungen zum »Tinko« – damals, 1955, war sie Mitarbeiterin der Zeitschrift

»Neue Deutsche Literatur« – beschrieben: »Denn das ist vielleicht das Schönste in ›Tinko‹: Jener nicht gut mit dürren Worten wiederzugebende poetische Schmelz, jener Hauch von Leben, Ursprünglichkeit und Schönheit über dem Ganzen, jene Intensität der Atmosphäre, die das echte Kunstwerk unverwechselbar macht ... Poesie und Originalität der Sprache ...«

Ungewissheiten und Sehnsüchte Die Anfänge Uwe Johnsons (1959)

Es gibt Bücher, die sich dem Leser erst spät erschließen. Nach Erfahrungen eigenen Lebens, nach geschichtlichen Umbrüchen. Und manche Bücher, mag sich die Wiederlesende nun eingestehen, waren bei ihrem Erscheinen den meisten hierzulande – wenn für sie überhaupt erreichbar – befremdlich, möglicherweise beunruhigend, wenn nicht gar eine Herausforderung.

Allein, heute müssen wir uns ihnen stellen.

So Johnsons »Mutmaßungen über Jakob«, 1959 bei Suhrkamp, und postum 1985, abermals bei Suhrkamp, »Ingrid Babendererde«, entstanden 1953–1956. Es geht um die frühen und die späten 50-er Jahre der DDR, die Johnson, gebürtiger Mecklenburger, der in Rostock und Leipzig Germanistik studierte, Ende 1959 verlassen hatte nach Westberlin, »den Wohnsitz gewechselt«, wie er es festgelegt.

Sein Versuch, jenes erste Manuskript mit dem Untertitel »Reifeprüfung 1953« in DDR-Verlagen zu veröffentlichen, war anhaltend gescheitert. Er wurde sich bewusst, dass man ihm in einigen Passagen »Boykotthetze« unterstellen würde. Dafür drohte Zuchthaus! Er gab auf. Als die »Mutmaßungen« in der BRD herauskamen – er hatte zunächst gedacht, sich unter einem Pseudonym zu verstecken, wollte er doch in der DDR bleiben – blieb ihm nichts anderes, als »den Wohnsitz zu wechseln«. Zu viele Tabus waren da gebrochen!

Die geteilte Welt; der Kalte Krieg, der wiederholt umzuschlagen drohte in einen abermaligen, gar Atomkrieg; der Eiserne Vorhang; das geteilte Deutschland... Und nun die Konfrontation der Deutschen mit der fürchterlichen Hinterlassenschaft des Faschismus sowie – und das nur in der DDR – mit dem Versuch, eine grundlegend neue Gesellschaftsstruktur zu gründen, den Sozialismus. Johnson wollte dabei sein.

»Ingrid Babendererde«, von Hans Mayer, dem Leipziger Lehrer Uwe Johnsons, nach Frankfurt zu Peter Suhrkamp empfohlen, hatte dort eine Chance; wenn sich letztlich auch beide, Autor und Verleger, einigten, das Buch doch

nicht herauszubringen. Den Namen »Babendererde« hielt Suhrkamp übrigens für abwegig. Allein für Johnson hatte er wohl, aus dem Niederdeutschen kommend, symbolische Bedeutung: »Ingrid ›auf der Erde‹«, das ist eine Gestalt, fern allen abgehobenen Parolen des politischen Alltags, denen die Abiturienten des Güstrower Gymnasiums 1953 auf Schritt und Tritt begegneten. Zwar wollten sie hier und nicht anderswo, Wurzeln schlagen: *Jürgen wollte Oberschullehrer werden für Geschichte, Ingrid wollte Musikwissenschaften studieren und Peter Beetz den Bau von Schiffen und Klaus wollte lernen, wie man ein Schauspiel auf der Bühne einrichtet in der Demokratischen Republik...* Und hatte nicht der Große Stalin bestimmt: *die deutsche Jugend solle erzogen werden zu selbständig denkenden und verantwortungsbewußt handelnden Erbauern eines Neuen Deutschland*

Doch als eine der Abiturientinnen meinte, »Freie Deutsche Jugend« und »Junge Gemeinde« miteinander leben zu können, brach ein unheilvoller Konflikt auf: Man verweigerte sich jeglichem Dialog, man zementierte diese eine Meinung: Die »Junge Gemeinde« ist der *innere Feind... dient den religiös-ideologischen Interessen des Bürgertums ... ist eine amerikanisch geförderte Spionage-Organisation*

Die Situation eskaliert, als Ingrid B. in der eilig einberufenen Vollversammlung des Gymnasiums nicht den gewünschten Beitrag gegen die »Junge Gemeinde« hielt, sondern – war das jugendliche Lust am Widerspruch? – das Recht einer Mitschülerin verteidigte, Blue-Jeans zu tragen. Aus Westberlin! Eine ungeheuerliche Provokation, damals. Eine Groteske, heute. Allein die Richtung war vorgegeben: Keine Diskussion! Die Babendererde wurde der Schule verwiesen.

Welcher Leser flüchtete sich jetzt nicht, mit ihr, in jene bedrängte Szene, Anfang des 53. Kapitels: Aufrichtung durch das Wunder der Musik? *Der Rundfunk... spielte ein Brandenburgisches Konzert... und es war sehr lange her... Ingrid hielt ihre Hände unbeweglich auf ihrem Gesicht, das mochte wegen der Sonne sein. Das war eine sehr sonderbare Musik, die war so inständig zuversichtlich. Es war für Ingrid als habe diese Musik etwas durchaus Gewisses vor, als gebe sie geduldig immer wieder herum um diesen bestimmten Vorsatz von Heiterkeit, unablässig wissend von der Sicherheit der Ankunft und aufgehoben in lauter Wohlmeinen ... wartend dass sie dies verstehe... sie nahm die Hände von ihrem Gesicht und richtete sich auf; nun war sie ganz unruhig...*

Und sie geht nach drüben; obwohl sie weiß, es wird dort *eine Lebensweise* sein, die eine *falsche* ist.

Die »Mutmaßungen« kreisen um den mysteriösen Tod des Dispatchers Jakob Abs, seit sieben Jahren verantwortlicher Angestellter bei der Reichsbahn im Norden der DDR. Und sie beginnen mit dem gleichsam protestierenden Satz: *Aber Jakob ist immer quer über die Gleise gegangen*. Es gibt hier keinen allwissenden Erzähler; der Leser wird selbst am Ende im Ungewissen belassen: War es Fahrlässigkeit, war es Todesverlangen, war es ein Attentat, was da geschah? Ich hatte den Roman von einem Journalisten, der immer wieder zur Leipziger Messe kam, 1964 bekommen. »Kontrebande«. Diese hier mitgeteilte Welt störte auf. Dieser Blick auf das geteilte Deutschland verhalf aber nicht zu einem Standpunkt. Also legte man das Buch damals beiseite und amüsierte sich über die Parodie, die Günter de Bruyn 1966 in seiner Sammlung »Maskeraden« über Uwe Johnson schrieb: »Gewissheiten über John«.

Und nun: WIEDERGELESEN. »Ingrid Babendererde. Reifeprüfung 1953« und »Mutmaßungen über Jakob«. Siegfried Unseld, Nachfolger Peter Suhrkamps, hatte sich 1957 wegen der vermeintlich gestalterischen Schwächen jenes ersten Buches, vehement gegen eine Publikation ausgesprochen. Allein in seinem Nachwort zu dem 1985 veröffentlichten Werk steht nun dieser Satz als Frage – auf beide Romane bezogen –, den wir jetzt in eine Aussage verwandeln: »Diese Texte waren damals ihrer, unserer Zeit voraus.« Fragten sie doch angesichts der Teilung Deutschlands und der Welt nach Zukunft schlechthin auf dem Hintergrund weltpolitischer Krisen im Herbst 1956: Sowjetische Panzer gegen Demokratie-Versuche in Budapest, englisch-französische Bomber über Suez, die ägyptische Verstaatlichung des Kanals zu unterbinden, und endlich: die Befestigung der Macht Reform- und Dialog-verhindernder Kräfte in der DDR. Schien da – so Jakob Abs – nicht alle Zukunft verbaut?

Dabei glaubte er dem Antifaschismus der Führenden in seinem Land; ohne ihn keine neue, keine sozialistische Gesellschaft. Dieses Eingeständnis war unabdingbar, und es lag zurück, blitzte auf in Gesine Cresspahl: ... *und Jakob zog mit den Pferden ebenmäßig wie die Ewigkeit über die frischen Stoppeln und wir saßen nebeneinander an den weich überkrusteten Pflugscharen und aßen*

Nachmittagsbrot und es fragte plötzlich aus mir Ist das wahr Jakob mit den Konzentrationslagern: sind Zeitabläufe, von denen ich nie habe denken können: das war gestern und morgen wird es schon vorgestern gewesen sein, oder das war vor zehn Jahren und inzwischen weiß ich über den Monopolkapitalismus als Imperialismus viel besser Bescheid und kann das Vergangene betrachten von heute aus. Sie vergehen nicht, ich bin dreizehn Jahre alt jeden Augenblick vor Jakobs großflächigem reglosem Gesicht und seinen halbgeschlossenen Augen und höre ihn sagen Ja das ist wahr. Damit kann man nicht leben, das ist unbrauchbar, wie soll es verantwortet werden. Wie soll das eingerichtet werden mit dem nassen Buchenblätterschalen unter unseren Schritten...

Frage und Antwort scheinen fast verdeckt von einem zufälligen Lebensumfeld. Allein, es war das Gestaltungsprinzip des Romans, Mutmaßungen statt Gewissheiten zu geben, nicht mehr zu sagen, als die Figuren fragen oder wissen konnten: Figuren im Dialog miteinander, oder als Angeregte durch den allenfalls Impuls gebenden Erzähler, Figuren schließlich als Monologisierende. Was war mit Jakob Abs geschehen?

Uwe Johnson kannte sich aus in den Erzähltechniken großer Literatur des 20. Jahrhunderts, der Amerikaner, der Franzosen, und Franz Kafkas. Und er fand die adäquate Form für jenen so problemgeladenen Stoff, Anschluss an die von Hans Mayer beschworene »Moderne«.

Noch nie hatte jemand »die Wunde« der Teilung dieses Landes Deutschland so schmerzhaft aus dem bedrängten Leben einfacher Menschen hervorgehen sehen. Das Gesetz erklärte die ungenehmigte Überschreitung der Staatsgrenze zu einem kriminellen Vergehen: mit Strafverfolgung. Freilich hatte Jakobs Mutter nichts von *Flucht* gemeint, sie war *bloß weggefahren*; und der alte Cresspahl wollte endlich einmal zu seiner *sehr entbehrten und geliebten Tochter*. Also nach drüben.

Als Jakob, von dem es schon früh und wohl aus Gründen hieß: *Die Großen des Landes warfen ihr Auge auf ihn*, seine Mutter besuchen durfte, geriet er in einer vorstädtischen Gaststätte in die Feier eines Gesangsvereins: ... *da saß Jakob an der Theke, und es ist wahr dass er mit dem Wirt über den vielen Regen geredet hat und dass sie nach einer Weile mitten im Tiefsinn der abendländischen Verteidigung angelangt waren, das hörten die Sänger, die wollten nun sofort den Kommunismus aus erster Hand eines frischen Ostflüchtlings erklärt haben, wann ist er denn angekommen // ein Helles Bier für den Bruder aus dem Osten, hier,*

Zigarre / ich bin kein Bruder aus dem Osten / ach, bleibst du hier, nicht wahr / nein, ich fahr zurück / warum, Mensch, kann man denn da überhaupt leben? oder musst du, Familie / gefällt mir hier nicht / was! / sag doch mal, was denn / Das ist nicht schwer. Etwa die music box vollautomatisch, ging einer hin mit seinem Groschen und suchte sich eine Plattennummer aus ... den Badenweiler Marsch / warum magst du das nun nicht / ist der Lieblingsmarsch des Führers. / eben / aber er ist doch tot / und ihr macht ihn euch wieder lebendig / ach, was, ist schöne Musik / ne-i / ach du bist so ein Hergeschickter / ein Kommunist, alle Kommunisten sind Volksverräter / als Jakob den Tisch umwarf beim Aufstehen und sorgfältig seine Schläge abwog in die glatten zufriedenen vergesslichen Gesichter, in die Fresse schlagen ...

Jakob kehrte zurück, *bleiben wollte er von Anfang an nicht ... Gewiß er hat auch keine einzige vergessen von den Meinungen, die er in dem Deutschland, das den Weg zum Sozialismus eingeschlagen hat erlernt hatte ... Damit kam er zu Besuch und er verstand die Bürger des Abendlandes nicht, weil sie davon nie etwas gehört hatten ... es war kein Reden mit ihnen, sie verstanden ihn nicht*

Dennoch trafen ihn diese Begegnungen am härtesten. Hatte er doch Gesine wiedergesehen und sich ihr liebend verbunden gewusst. Die Lakonik ihrer letzten Worte lässt Tragik aufkommen: *›Bleib hier‹, sagte sie / ›Komm mit‹, sagte er ... Was ich hätte sagen können war ich möchte auf die Wolken ...* Nun aber war Gesine Cresspahl, diplomierte Anglistin, angestellte Dolmetscherin im NATO-Hauptquartier in Frankfurt und insofern für den »Militärischen Abschirmdienst«, für die Staatssicherheit, selbst für die »Rote Armee« von hochgradigem Interesse. Vermochte man oder hatte man gar Jakob Abs für eine stillschweigende Mitarbeit gewinnen können?

Mit dieser Konstellation: der Beobachtung, der Bedrängnis und der Bedrohung der Haupt- und Nebengestalten des Romans durch die Beauftragten wird – und Uwe Johnson hatte mit diesen Frühwerken Leser der DDR erreichen wollen – jeder aufmerksame Leser konfrontiert und belastet. Sie durften dort jedoch nicht erscheinen.

Es war abermals der Dialog-bereite und Dialog-fähige Stephan Hermlin, der – wie schon im Fall Günter Grass – die »ungeheure Begabung« dieses Autors erkannte, die »Mutmaßungen« »sehr hoch geschätzt« und »selbstverständlich dafür war, dass Johnson in der DDR verlegt würde«. Vergeblich.

Es obliegt nun uns, diese Texte, die »ihrer Zeit voraus waren«, neu oder wiederzulesen. Um Vergangenheit anders zu verstehen. Und man wünschte, der interessierte Leser würde die journalistisch so hochgepriesenen »Jahrhundert-Ereignisse« erst gar nicht zur Hand nehmen, sondern Uwe Johnsons Monumental-Werk »Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl«, entstanden 1973–1983, 4 Bände, sich zum Erlebnis machen: »... ein episches Massiv..., das in seinem Anspruch, in seiner Komplexität und auch in seinem reich gegliederten ästhetischen Gefüge vieles, was seitdem geschrieben worden ist, imponierend überragt.« (Wilfried Barner)

»... nobelpreiswürdig ...«
Die Deutschen und der Osten:
»Boehlendorff und Mäusefest« von Johannes Bobrowski

Hätte man diesen Preis dem 1965 Verstorbenen postum zusprechen können? Der Schriftsteller und Kritiker Werner Kraft (1896–1991) schrieb am 20. Januar 1979 in Jerusalem in sein Tagebuch: »Am Vormittag geblättert in alten Jahrgängen der ›Neuen Rundschau‹... Dabei stieß ich auf die nie gelesene Erzählung ›Das Mäusefest‹. In der Nacht ging mir ein imaginärer Brief an den Toten durch den Kopf, in dem ich ihm mitteilte, dass und warum ich die Absicht habe, ihn wegen *dieser* Erzählung für den Nobelpreis vorzuschlagen.«

Nun sollte man die kleine, nur vier Seiten umfassende Erzählung aus dem Jahr 1962 sofort und zuerst und abermals lesen, denn sie lässt sich mit dürren Worten kaum wiedergeben. Geht es hier doch um nichts weniger als um den Anfang eines ungeheuerlichen Endes, um die innere Stimme von tödlich Bedrohten, der so unendlich viele nicht hatten folgen wollen oder können, obwohl sie seit den ersten Septembertagen 1939 wissen mussten, *was mit diesen Deutschen ist. Der Mond* wusste es; und: *Die Mäuse sind fort, verschwunden. Mäuse können das*. Es ist ein Abgrund, der sich da auftut, und uns, die wissenden Leser, an den Rand stellt. Der gedachte Nobelpreis wäre nur das Maß einer wirklichen Erschütterung.

Bobrowski brachte mit diesem Erzählband, 156 Seiten, 25 Texte aus der Zeit von 1959–1964, einen neuen Ton, eine neue Weise in die deutsche Literatur. Sein »Thema«, den Zwang seines Schreibens, hatte er 1961 so benannt: ... *die Deutschen und der europäische Osten. Weil ich um die Memel herum aufgewachsen bin, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit. Eine lange Geschichte aus Unglück und Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die meinem Volk zu Buch steht.*

Zunächst drängte sich das Gedicht in den Vordergrund: Die Sammlungen »Sarmatische Zeit« (1961), »Schattenland Ströme« (1963). 1964 erschien der Roman »Levins Mühle«; das »Thema« rückversetzt in einen Kriminalfall des Jahres 1874 im damaligen Preußisch-Polen. Und da sind sie alle: Deutsche und Polen, Zigeuner und Juden, Landstreicher und Musikanten. Lauter

»kleine Leute« und: der reiche, deshalb einflussreiche kriminelle »Großvater« des Erzählers. Eine komische, skurrile, traurige Geschichte. Ein Roman, der sehr bald in 20 Sprachen übersetzt war.

Das »Thema« ist das eine, doch gewichtiger wird die künstlerisch-sprachliche Form, zu der Bobrowski in der Lage und die ihn unverwechselbar macht. Verwurzelt im heimatlichen Idiom der Tilsiter Umgebung, bevorratet mit der bunten Gestalten-Welt einer Grenzregion, gelangt die Erinnerung nun in meist kürzere Erzählungen, »Erzählchens«. Eigentlich liest man sie nicht, sondern man hört den Erzähler bzw. seine Geschöpfe reden. Monologisch, dialogisch, vor allem durcheinander. Bobrowski war ein exzellenter Vorleser. Glücklicherweise gibt es Schallplatten. Las er die Geschichte von dem Posthalter Petrat, *Beamter und Mensch*, Geschichte mit dem furchterweckenden Titel »De homine publico tractatus«, rief er Lachsalven beim Publikum hervor. Beklemmung aber musste aufkommen, hörte man das ganze Drumherum der Geschichte von »Lipmanns Leib«. Eigentlich eine Mord-Geschichte, begangen an dem im Krieg geistig zerstörten Juden Leib. Doch viel schlimmer: von den Beteiligten – sagt Bobrowski – nur als *Achtlosigkeit im Umgang mit dem Nächsten* empfunden, *also keine Verbrecher*. Man urteile selbst.

Historisch zwar sind »Bohlendorff« und »Pinnau«, Poeten aus dem Umkreis Hölderlins zum einen, aus dem Kants und Hamanns zum anderen. Gescheiterte, die sich selbst beenden. Dennoch berührt ihr Dasein das unsere, bedenkt man die zeitlose Frage des einen: *Wie muß eine Welt für ein moralisches Wesen beschaffen sein?* und die Bedrängnis des anderen: *Er hat gedacht – Er hat geschrieben – er hat gewollt, was nicht möglich ist*. Es ging Bobrowski um Vergegenwärtigung, auch wenn er ins Vergangene griff.

Gern zitierte ich den kleinen Text mit der Überschrift »Interieur« (1964), nur eine halbe Seite. Doch man könnte sie sogleich nachlesen. Interieur meint ein Bild, das einen Innenraum darstellt. Eine Standuhr, ein Kanapee; drei Personen, ein schmelzend hingesprochener Vers, seine »Ergänzung« und ein Gedankenblitz, der natürlich ohne Folgen bleibt. Wie oft schon und mit wie viel Häme ist dieser Rilke-Satz von der »Armut« als einem »großen Glanz aus Innen« zitiert worden, missverstanden, missbraucht. Hier, bei Bobrowski, erfährt er einen Zusammenhang ins Soziale, der überrascht. Fast scheint es, als wolle er den Dichter, der gar nicht genannt wird, vor seiner Gemeinde in Schutz nehmen. Besitz- und Bildungsbürgertum.

In einer erzählerischen Skizze aus seinem letzten Lebensjahr, »Fortgeführte Überlegungen« (1965), macht Bobrowski, der Christ, sich selbst noch einmal deutlich, dass *Christentum ... eine ›Ideologie der Armen‹* sei, und er unterstreicht die *Sozialwerke* der Kirche und von dorthier kommend *soziale Utopien*. Weil es ihm ernst mit alledem war, gelangt er zu diesem Schluss: *Ein-sichtig geworden, hatte man folgendes Bild dafür: / Eine Gebirgsstraße, eine schmale kurvenreiche Fahrbahn, die eine Seite offen gegen den steilen Abhang. Die Christen also bauen ein Gelände oben. Und unten, für die Verunglückten eine Rettungsstation. Das ist, zugegeben, viel. Aber richtig wäre es, einen Tunnel durch den Berg zu hauen. / Also Umgestaltung der (sozialen) Verhältnisse, darauf lief es hinaus.*

Eine Schlussfolgerung, scheint mir, die im Zeiten-Raum wohl stehengeblieben ist.

Nur sechs oder sieben Stunden in Erfurt
Heinrich Bölls: »Ansichten eines Clowns«
(BRD 1963 / DDR 1990)

Gehe ich meine alphabetisch geordneten Bücherreihen ab, finde ich Heinrich Böll mit 13 Titeln: Erzählungen, Hörspiele, Reden, vor allem die Romane. Von »Wo warst du Adam?« (1956 bei Rütten & Loening) bis zu »Frauen vor Flusslandschaft« (1986 bei Insel). Doch in diesem Zeitraum eben nicht den »Clown«. Erst in den letzten Wochen der Existenz der DDR erschien der Roman im Insel Verlag Leipzig. *Warum?*

Er ist ja kein Zirkus-Clown, dieser Hans Schnier. 27 Jahre alt, Sohn eines Braunkohlen-Millionärs im katholischen Bonn-Kölner-Raum. Er ist ein Protestant ohne jede kirchliche Bindung. Er ist ein Protestierender gegen die versteinemde Restauration alter Macht- und Besitzverhältnisse in der Bundesrepublik der 1950er, Anfang der 1960er Jahre; nun unter dem Schirm christlich-demokratischer, christlich-sozialer Verbrämungen. In seinen Augen, was die Christlichkeit betrifft, eine schamlose Heuchelei.

Hans Schnier, für die Familie ein »Außenseiter«, ein »schräger Vogel«, schminkt sich wie ein Clown, macht seine »Faxen« beim »Jour fixe« der Mutter und auf Kleinkunst-Bühnen vor jeglichem Publikum. Wortlos, als Pantomime, imitiert er Adenauer, Erhard oder »Manager im Speisewagen«. Da er dem Großen-Ganzen misstraut, sammelt er nur »Details« und »Augenblicke«, entlarvend. Denn er hat nichts vergessen und will nichts vergeben. Seine Mutter hatte ihre 16jährige Tochter noch im Frühjahr 1945 zur Flak-Helferin gemacht: »die jüdischen Yankees von unserer heiligen deutschen Erde wieder zu vertreiben«. Schwester Henriette kehrte niemals zurück. Jetzt war die Mutter »Präsidentin des Zentralkomitees der Gesellschaft zu Versöhnung rassischer Gegensätze«. Welche Wandlung! So auch Herbert Kalick. Einst fanatisch-erbarmungsloser Jungvolkführer, hatte nun das Bundesverdienstkreuz erhalten wegen »seiner Verdienste um die Verbreitung des demokratischen Gedankens in der Jugend«. Dergleichen Porträts am laufenden Band.

Allein existentiell trifft ihn, Hans Schnier, der Verlust von Marie. Die erste Seite des Romans vermeldet es: »Seitdem Marie mich verlassen hat, um

Züpfner, diesen Katholiken zu heiraten ...« Standesamtlich waren sie verbunden, seit sechs Jahren, doch nicht kirchlich. Da er nicht eingewilligt hatte, ihre zu erwartenden Kinder katholisch zu erziehen, erlag sie, die naiv Katholisch-Gläubige, der permanenten Gehirnwäsche des sie umgebenden klerikalen Klüngels. Daran zerbricht der Liebende und der Clown. An »Melancholie« und »Kopfschmerz« seit je leidend, verpatzt er einen pantomimischen Auftritt und erfährt die vernichtende Kritik eines ihn belauernden Journalisten. Sodann bleibt er dem Leser präsent in der Darstellung dieses *einen* Tages, der wie ein Faden alles Erzählte zusammenhält, an *einem* Ort, seiner Bonner Wohnung: Erinnertes und Gegenwärtiges. Letzteres besteht fast nur aus Telefonaten, die fast nur noch Betteleien sind, denn Hans Schnier besitzt nur noch eine Mark! Die letzte Seite des Romans zeigt ihn, den weißgeschminkten Clown, mit »dem Gesicht eines Selbstmörders«, auf den Stufen des Bonner Bahnhofs, leise singend, inmitten des Karnevaltreibens. Neben sich den noch leeren Hut.

Zurück zu dem eingangs gesetzten *Warum?* Es ging um drei Seiten von insgesamt 287, die das Erscheinen des Romans in der DDR unmöglich machten, dieses Romans, mit dem Heinrich Böll, wie Heinz Ludwig Arnold schrieb, »eine gesellschaftliche Repräsentation [gewann], die kein Autor vor und nach ihm in der Bundesrepublik erreicht [hatte].«

Was ließ man sich da entgehen! Es zeigten sich die selbsterstörerischen Prinzipien des sozialistischen Experiment von Anfang bis zum Ende – hier erlebt von einem Clown mit seinen Ansichten: »Ich war tatsächlich einmal hingefahren und hatte mich mit irgendwelchen Kulturfritzen in Erfurt getroffen ... Dann fragten sie mich ..., ob ich nicht den ›Kardinal‹, ›Ankunft in Bonn‹ und ›Aufsichtsratssitzung‹ vorführen könnte ... Und ich sagte nein, ich müsse erst die Lebensbedingungen hier ein wenig studieren, denn der Sinn der Komik läge darin, den Menschen in abstrakter Form Situationen vorzuführen, die ihrer eigenen Wirklichkeit entnommen seien, nicht einer fremden ... Sie wurden unruhig, einer wurde sogar blaß und sagte, sie hätten sich das anders vorgestellt, und ich sagte, ich auch ... Ich sagte, ich könnte ja ein bisschen studieren und eine Nummer wie ›Sitzung des Kreiskomitees‹ vorführen oder ›Der Kulturrat tritt zusammen‹ oder ›Der Parteitag wählt sein Präsidium‹ ... aber da stand der Hauptmacher auf, sagte, sie könnten doch keine Propaganda gegen die Arbeiterklasse dulden. Er war schon nicht mehr

blaß, sondern richtig bleich – ein paar andere waren wenigsten so mutig zu grinsen ... Ich machte den dummen Fehler, ›Bardeidag‹ zu sagen, da wurde der bleiche Fanatiker wild, schlug auf den Tisch, so heftig, dass mir die Schlagsahne vom Kuchen auf den Teller rutschte, und sagte: ›Wir haben uns in Ihnen getäuscht, getäuscht‹, und ich sagte, dann könne ich ja abfahren, und er sagte: ›Ja, das können Sie – bitte mit dem nächsten Zug‹. Ich sagte noch, ich könne ja die Nummer ›Aufsichtsrat‹ einfach ›Sitzung des Kreis-komitees‹ nennen, denn da würden ja wohl auch nur Sachen beschlossen, die vorher schon beschlossene Sache gewesen wären. Da wurden sie regelrecht unhöflich und verließen das Sälchen, bezahlten nicht einmal den Kaffee für uns. Marie weinte, ich war nahe daran jemanden zu ohrfeigen ... Es war scheußlich. Wir waren im ganzen nur sechs oder sieben Stunden in Erfurt gewesen, aber wir hatten es mit allen verdorben: mit den Theologen und mit den Funktionären.« (Aus dem 22. Kapitel.)

Ohne Häme gesagt: Was da auf der einen Seite machtgeschützte Zensur, Entmündigung selbst-urteilender Leser, Angst und Dummheit beflissener Funktionäre war, zeigte sich auf der anderen Seite als subtiler Eingriff in die anhaltend gepriesene Freiheit der Kunst in der bürgerlichen Demokratie. 1985, im Jahr seines Todes, hatte Heinrich Böll anlässlich der Neuauflage des Romans geschrieben: »Dieses harmlose Buch ... führte bei den Wortführern der militant-apologetischen Minderheit ... zu Reaktionen, die bis zum Boykott führten. Es gab katholische Buchhandlungen, die das Buch nur ›unterm Ladentisch‹ verkauften, nicht riskieren konnten, es auszulegen und offen anzubieten.«

Ich empfehle das *Wiederlesen* oder überhaupt das *Lesen* dieses Romans, der leider nichts von seiner Gültigkeit verloren hat.

»Pflicht« – ein sehr deutscher Begriff
Siegfried Lenz' »Deutschstunde«

Der Titel jenes Romans lautet ja nicht, wie in manchen Publikationen fälschlicherweise angegeben »Die Deutschstunde«, sondern artikellos, gültiger: »Deutschstunde«. So mag es nicht verwundern, dass dieser Roman, der allein im deutschsprachigen Raum eine Auflage von weit über eine Million erfahren hat, nicht nur in viele Sprachen übersetzt, sondern weltweit von der Literaturwissenschaft und Publizistik unter dem Aspekt »deutsch« angesehen worden ist. So in Schweden, England, den USA bis nach Australien. Geht es doch dort – und das müssen wir uns sagen lassen – um den sehr deutschen Begriff der »Pflicht«, den Schlüsselbegriff des Romans, der nun abermals in einer langen deutschen Tradition steht.

Immanuel Kant begriff »Pflicht« als einen »kategorischen Imperativ«, der die Unterordnung der persönlichen Neigungen unter das sittliche Gesetz verlangt. Friedrich Schiller verwandelte den Begriff in eine Idealgestalt: Max Piccolomini im »Wallenstein«, eine »erhabene Seele«, die ihre Neigungen unterdrückt, um einem höheren Gesetz zu folgen.

Allein auf der profanen Ebene verkörperte sich der Pflichtbegriff – und das seit über zweihundert Jahren – in der Gestalt des deutschen Beamten. In Siegfried Lenz' Roman, der Anfang der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre sich in der hintersten Provinz, dem nördlichsten Schleswig-Holstein abspielt, ist jener preußisch-deutsche Beamte der »Polizeiposten Rugbüll« Jens Ole Jepsen. Er erhält aus Berlin 1943 den Auftrag, den im Nachbarort »entarteten« Maler Nansen das Malverbot zu übermitteln und durchzusetzen. Obwohl Jepsen seit Kindheitstagen mit Nansen bekannt, gar befreundet ist – hatte der ihm in Jugendtagen gar einmal das Leben gerettet –, identifiziert er sich so fraglos, so inquisitorisch mit jenem Auftrag, dass in ihm die Seite der »Pflicht« sichtbar wird, die fern ihres humanen Kerns, zu einer Wahnvorstellung pervertiert. Den Maler hatte er nicht zerstören können, wohl aber die eigene Familie: Die Tochter Hilke verwies er des Hauses, weil sie sich als Halbakt von Nansen hatte malen lassen, den Sohn Klas, den

»Fahnenflüchtigen«, überließ er dem Militärgericht, und den Jüngsten, Siggi, spannte er in die Überwachung des »Verfemten« ein.

Doch nun geschieht das Unerwartete: der Junge Siggi Jepsen wird zum Verbündeten und Freund des Malers. Der lehrt ihn, Bilder zu »sehen«. »Weißt du, was Sehen ist? Vermehren. Oder auch Erfinden ... Warten auf Veränderung ... Ein Tausch auf Gegenseitigkeit ...« Und der Junge sucht des Malers Bilder zu retten, indem er sie versteckt. Mehr noch: Er wird zur Mittelpunktfigur des Romans, zu dessen Erzähler im Jahr 1954.

Denn, der Polizeiposten hatte über das Jahr 1945 hinaus in manischer Vorstellung die Bilder jenes Malers weiter verfolgt, des Malers, der nun befreit und eine europäische Berühmtheit geworden war. Sagte er doch: »Wer seine Pflicht tut, der braucht sich keine Sorgen zu machen, auch wenn die Zeiten sich einmal ändern sollten.« Der seelisch beschädigte Siggi Jepsen hingegen wird zum Kriminellen insofern, als er Bilder Nansens aus Ausstellungen der Nachkriegszeit stiehlt, aus Angst, »daß sich das wiederholen könnte«. So wird er zum Gegenpol der Barbarei des Vaters. Siggi Jepsen landet allerdings in einer Anstalt für schwererziehbare Jugendliche und muss auf Anordnung eines autoritären Direktors eine Abhandlung »Die Freuden der Pflicht« verfassen. Als er entlassen wird, bleibt er ein Geschädigter. Sein Weg bleibt offen.

Eine sehr »deutsche« Geschichte, eben um den Begriff der »Pflicht«. Im *Wiederlesen* muss sie uns eminent berühren; weil wir, nach fast einem halben Jahrhundert, vor der unumgänglichen Aufgabe stehen, unser Deutsch-Sein mit dem Europäisch-Werden zu verbinden.

Siegfried Lenz, 1926 im masurischen Lyck geboren, nach 1945 in Schleswig-Holstein, heute zumeist in Hamburg lebend, hatte seinen ersten großen Erfolg 1955 mit den skurrilen Geschichten um das fiktive »Suleyken«, masurische Erzählchens: »So zärtlich war Suleyken«. Heute weit über eine Million Auflage. Zehn Jahre nach »Deutschstunde« erschien 1978 der Roman »Heimatismuseum«, der nun abermals die Zerstörung einer humanen Komponente – wie jener »Pflicht« in »Deutschstunde« – zum erzählerischen Gegenstand machte: All unser Anfang: »Heimat« genannt. In einem masurischen Museum, zeit- und raumweit gegenständlich gesammelt, erscheint, was alles »Heimat« bezeugen könnte. Die Kaiserzeit und Weimarer Republik übersteht das Museum, kaum jedoch die ideologische Vereinnahmung durch das NS-Regime, schließlich nicht mehr die revanchistischen Bestrebungen bundesdeutscher Nachkriegszeit. Selbstzerstörung ist das bittere Ende.

Der Erzähler Siegfried Lenz. Schon früh attestierte ihm die Kritik, ein Autor zu sein, »der in unsrer spürbar manieristisch gewordenen Gegenwartsliteratur noch wirklich erzählen kann« (H. Krüger). Dem ist unumwunden zuzustimmen.

Die »allerletzte Möglichkeit« zu überleben:
dank den »Worten« eines »Lügners«
Roman von Jurek Becker

Wiedergelesen und *Wiedergesehen*: Das Buch. Den Film (DVD). Der Roman »Jakob der Lügner«, erschienen im Aufbau-Verlag, irritierte die zuständigen Ideologen. Die Beschreibung eines polnischen Ghettos, 1944, in dem es keinerlei Widerstand gegeben, in dem, neben Angst und Grauen, Komisches sich ereignete, in dem ein Gespinnst von Nachrichten Rettung vorspiegelte! Welchem Leser könnte dergleichen hilfreich sein, Vergangenheit zu begreifen, gar zu bewältigen?

So bremste man die Verbreitung des Romans. Mit Bitterkeit erinnerte sich Becker, dass in drei Jahren nur zehntausend Exemplare verkauft worden waren.

Jurek Becker war acht Jahre alt, als er 1945 die Befreiung aus dem Ghetto Łódz und den KZ Ravensbrück und Sachsenhausen durch die Rote Armee erlebte, und es ihn, mit dem Vater, nach Berlin verschlug. Nun erst lernte er, ein polnischer Jude, Deutsch. Die Erinnerung des Kindes war unzulänglich. So erfand sich Becker einen nachlebenden Erzähler, und der entgegnete obigen Einwänden: »mit Ehrfurcht habe ich inzwischen von Warschau und Buchenwald gelesen« – etwa Hermlins »Zeit der Gemeinsamkeit« und Apitz' »Nackt unter Wölfen« – »muß aber darauf bestehen: es hat dort, wo ich war, keinen Widerstand gegeben.« Und so kommt es zu dem schamvollsten Satz des ganzen Romans anlässlich der demütigen, dem Bösen dienenden »Händen«: »Verurteilt sie, immer verurteilt uns, es hat nur solche Hände gegeben.«

Ein Held, der Angst hat. Man sieht sie dem Jakob Heym in dem Film von Frank Beyer, 1974, über anderthalb Stunden an: Vlastimil Brodsky. 1975 als bester Darsteller bei den Berliner Filmfestspielen ausgezeichnet. 1977 als bester fremdsprachiger Film Oscar-Nominierung. Der Roman hatte sich durchgesetzt. Jurek Becker erhielt 1971 den Heinrich-Mann-Preis der Akademie, 1975 den Nationalpreis der DDR. In einer repräsentativen Umfrageder 1990er Jahre rangierte »Jakob der Lügner« unter den hundert großen Romanen des 20. Jahrhunderts.

Wäre es nach den Vorstellungen des Vater von Becker gegangen – beide waren sie die einzigen Überlebenden einer großen Familie –, dann hätte aus einer wahren Geschichte, die sich im Ghetto von Lodz ereignet hatte und die er dem Sohn erzählte, eine »Helden«-Geschichte, mit freilich tödlichem Ausgang geworden. Doch dazu war der angehende Schriftsteller nicht willens und auch nicht in der Lage: »Es schien mir unergiebig, noch einmal [auf schon geleistete Weise, H. N.] darüber zu schreiben ...« Was ihm vorschwebte, war – und das erscheint paradox – einem solchen Stoff den »unangemessenen« Erzählstil zu erfinden. Das Fürchterliche, Grauenhafte, Tödliche gleichsam zu unterlaufen durch – man wagt kaum, den Begriff einzubringen – Komisches!

Jakob Heym, der »Held« der Geschichte, hatte die einzige authentische Nachricht all seiner späteren Erfindungen, Not-Lügen, Lügen zufällig und in gefährlichster Situation gehört. Bei Todesstrafe war es den Ghetto-Bewohnern verboten, sich nach 20 Uhr auf den Straßen zu zeigen. Von einem Posten angerufen, in den Scheinwerfer genommen, war er in das Wachbüro beordert. Ein Jux des sich langweilenden Postens, denn es war noch keineswegs 20 Uhr. Auf einem Korridor wartend, hört er durch den Spalt einer Tür die Radio-Meldung: Die Russen stehen vor Bezanika. Das waren ca. 400 Kilometer vom Ghetto entfernt! Man lässt ihn – ein Wunder! – laufen.

Jakob Heym ist nun der Besitzer einer authentischen Nachricht; einer Hoffnung für das ganze Ghetto. Doch zugleich für seine Umgebung, als ein Laufen-Gelassener, vielleicht ein Spitzel! So erfindet er sich als einen Radio-Besitzer. Auch darauf stand die Todesstrafe. Dies war, so Jurek Becker »der künstlerische Einfall: nur die anderen denken, dass der Mann ein Radio hat; der hatte aber in Wirklichkeit keines«.

Damit war Jakob Heym in einen Teufelskreis geraten. Alle Welt sucht seine Nähe, will eine Geste von ihm, ein Augeneinverständnis, vor allem: ein Wort von der Front! Jakob spürt, was kleinste Hoffnung bedeutet, macht Andeutungen, flüchtet in Ausreden, wagt Lebensgefahr um einer Zeitung willen, verteidigt seine »Lügen« vor Vorwürfen: Es gibt seitdem keinen Selbstmord mehr im Ghetto! Er erfährt, dass der Schauspieler Frankfurter an Rollen seiner Zukunft denkt, sein Freund Kowalski an künftige Geschäfte, dass die jungen Mischa und Rosa sich zu lieben wagen und die kleine Lina gar an sein Radio-Theater im Keller glaubt. Und er wird Zeuge des Muts des frommen

Herschel, Schläfen-Locken unter der Mütze (verboten!), der in einen versiegelten Waggon am Bahnhof Worte der Hoffnung hineinspricht. Tödlich für ihn.

Unendlich bedrohte Zeit. Ist es dennoch, auf solche Weise, gewonnene Lebens-Zeit gewesen?

An das Ende setzt Jurek Becker einen zweifachen Schluss: Eine märchenhafte Errettung, die Befreiung des Lagers – allein mit dem Tod Jakobs im Stacheldraht und eine realistische Version: den Abtransport des ganzen Lagers. Ins KZ.

Am 18. Februar 1983 hatte Jurek Becker den kuriosen Brief einer Gemeindepfarrerin aus Haltern bekommen. Sie hatte ihn – woher, wieso auch immer? – für einen Pfarrer gehalten! Und er schreibt ihr launig und freundlich zurück: »Ach, vielleicht überwinden Sie sich und lesen doch den *Jakob*. Er hat nichts mit Lagerakten zu tun, weder von Maidanek noch von sonstwo, darum geht es ja gerade! Ich habe versucht, ein komisches oder fröhliches Buch zu schreiben, vor vierzehn Jahren habe ich mich das getraut. Ein Lustspiel im Ghetto, kann man sich das vorstellen!«

1976 hatte Jurek Becker gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns protestiert. 1977 verließ er die DDR mit einem Visum zum Auslandsaufenthalt, das er noch im Oktober 1989 verlängert wünschte. Jurek Becker starb am 14. März 1997 in Schleswig-Holstein.

Diese Ironie zielte auf tiefere Bedeutung:
Günter de Bruyn »Märkische Forschungen«

Was immer wir heute *wiederlesen* – Gedicht, Prosa, Drama – mag es weit zurückreichen oder unsere eigene Lebenszeit angehen, lesen wir, wie es Thomas Mann einmal sagen konnte, »Im Lichte unserer Erfahrung«.

Dieses Buch, das sich scheinbar in dem Untertitel »Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte« verbarg, wollte »natürlich ein politisches Buch« sein, wollte Gegenwart treffen. So Günter de Bruyn im Interview.

Also erst einmal Geschichte: Die Zeit der Französischen Revolution, die Napoleonischen Kriege, die Selbstbefreiung der Völker, schließlich ihre Entrechtung durch die Fürsten Europas: Zeit der Restauration. Allein, dies ist nur ein ferner Rahmen. In ihn rückt de Bruyn die erfundene Gestalt eines Zeitgenossen, eines Historikers und Dichters, namens Max von Schwedenow. Ihn lässt er 1770 geboren sein – wie Hölderlin, Hegel, Beethoven –, von den Wirren der Revolution in Paris selbst unmittelbar gepackt, sodann im märkischen Sand, einem kleinsten Ort, »Dreiulmen« genannt, sein Spätwerk verfassen. Die Spur verliert sich, so scheint es, in den Befreiungskriegen von 1813. Die Titel der ihm zugeschriebenen Werke lauten: »Denkwürdigkeiten der Koalitionfeldzüge bis zum Baseler Frieden«, »Der Friedensbund«, der Gedichtband »Verwelkter Frühlingskranz« – ist dieser Vers auf jene Ulmen nicht fast ein Hölderlin-Vers: »fröhlich drängt ihr, ihr Starken, aus kräftigen Wurzeln hinauf in die Freiheit des Äthers ...«? – und die Romane »Barfuß«, »Rusticus«, »Die Geschichte Emils des Deutschen«.

Doch das eigentliche erzählerische Anliegen Günter de Bruyns ist die Gegenwart, sind die siebziger Jahre der DDR. Und er erfindet abermals: Zwei Entdecker und Bewunderer jenes Max von Schwedenow, wie sie unterschiedlicher nicht gedacht sein könnten. Da ist einmal der Dorfschullehrer Ernst Pötsch, ein Original, ein Lokalforscher, wie die Zunft sagen würde. Er lebt vor Ort, in dem märkischen Flecken Schwedenow, wo besagter Dichter geboren, gelebt, geliebt und sein Werk verfasst, 1804–1810.

Pötschs Sinnen und Trachten gehört, wie es einem Besessenen zukommt, der Biographie und dem Werk jenes Max von Schwedenow. »Pötsch liebte,

was ihm nah war, und nahm es dadurch in Besitz, dass er es so genau wie möglich kennen lernte ... Sein Wissen war begrenzt, doch innerhalb der Grenzen universal ... Er war kein kühner Denker, aber ein genauer Fanatiker des Details ...« Demgegenüber rücken Familie, Ehe, Kinder, Beruf in den Hintergrund. »Die Erkenntnis, dass er in dieser Runde immer gelitten hatte, gestand er sich zum erstenmal ein und dachte sie in klassischen Worten: »Ein Fremdling im eigenen Hause.« Das klingt hochgestochen, spielt es doch auf den heimgekehrten, nicht erkannten Odysseus an, ist aber gelinde Selbstironie.

Denn sein Lebenspendel schlägt nun ins Extrem durch eine unerhörte Begegnung: Die mit dem berühmten Professor Winfried Menzel. Begegnung nahe »Dreiulmen«, wo das Auto des Berliner Schwedenow-Forschers im winterlichen Schlamm märkischer Wege steckengeblieben, und Pötsch, bei strömendem Regen, auf schwankendem Fahrrad vorbeikommend, zum rettenden Engel wird – um sodann, so hoffte Menzel, in seinem Institut zum nützlichen Mitarbeiter werden zu können.

Menzels Schwedenow-Bild ist fertig, niedergelegt in einer 600-Seiten-Monographie, eingefügt in die offizielle Erbe-Konzeption. Und da wird aus jenem Historiker und Dichter ein »kleinbürgerlich-revolutionärer Demokrat fronbäuerlicher Herkunft«, ein »märkischer Jakobiner«, 1813 im antinapoleonischen Befreiungskampf bei Lützen gefallen. Dies müsse man, so Menzel, »unserer Öffentlichkeit ins Bewusstsein hämmern, und zwar so energisch, dass ab sofort kein Historiker und Literaturwissenschaftler mehr an ihm vorbeisehen könnte«.

Pötschs Schwedenow-Bild ist unfertig. Arbeitet er doch »mit der Lupe«, Menzel »schaute mit dem Fernglas in die Weite«. Pötsch hat immer noch Fragen, selbst Zweifel: Das Todesjahr Schwedenows ist nicht belegbar. Ist sein Name ein Pseudonym? Ist er gar identisch mit einem gewissen Maximilian von Massow, gestorben 1820, oberster Preußischer Zensor, selbst ein Denunziant, der seinen Jugendträumen abgeschworen?

Solche Bedenken stellen für Menzel eine Katastrophe dar. Er wischt sie souverän vom Tisch und schickt den, den er glaubte, für sich ausbeuten zu können, in den Orkus, zurück in sein märkisches Dorf. Er kann das und er darf das, weil er sich eingebettet weiß in die offizielle Erbe-Konzeption und »einen Draht« bis zum Minister hat, der zu Menzels 50. fast eine Laudatio

gehalten hätte – sie erschien zuvor in der Zeitung –, hätte sie ihm Menzel nicht in witzig-geistvollem Selbstlob abgenommen. (Eminent köstlich und beklemmend zugleich das 10. und 11. Kapitel!) Sein Institut hat er sich völlig untertan gemacht, seine Kollegen bewundern ihn, weil er so erfolgreich ist, und das Publikum seiner Vorträge und Fernsehsendungen: »Vergessene Dichter – neu entdeckt«, dankt ihm für solche Art Erhellung der Vergangenheit.

Dabei sei gestanden: Selten habe ich mich beim *Wiederlesen* so amüsiert wie bei diesem Büchlein. Diese Einzelporträts, diese Episoden, diese skurrilen Einfälle! Noch bildlich gemacht durch die knorzigen Holzstiche von Karl-Georg Hirsch! Allerdings, »Im Lichte unserer Erfahrung«, blieb mir das Amüsement oft im Halse stecken. Denn es ging ja, am Beispiel jener »Forschungen«, um – nun ein großes Wort – den Umgang mit der Wahrheit.

Das Büchlein konnte erscheinen, weil man die Figur des Professor Menzel zum Einzelfall erklärte. Daraufschwor die Kritiksich ein. Die führende Zeitung konstatierte: »Held und Haltung mit schmaler Basis im Leben«. Der renommierteste Wirtschaftshistoriker hätte sich den Sieg von Pötsch gewünscht und erschlägt den Autor mit einem Darwin-Zitat: »Romane, die nicht glücklich ausgehen, sollten gesetzlich verboten werden.« Eine kluge Rezensentin spricht der Gestalt des Pötschs die »Tragik« ab und verkehrt im Fazit die Intention des Autors: »Märkische Forschungen sind scharf, aber ohne Bitterkeit, spitz, aber ohne Bosheit.« Und ein »keineswegs beleidigter Zünftler« fixiert »das Schreckbild eines Wissenschaftler und Leiters«, der aber einer Gesellschaft konfrontiert sei, »die sich der Entfaltung sozialistischer Beziehungen angelegen sein« ließe.

Es war Christa Wolf, die 1981 in ihrer »Laudatio auf Günter de Bruyn« das Gültige aussprach: Auch dies sei ein Werk de Bruyns, das »eine Fixierung, eine Leidenschaft hervorgerufen hat, eine persönlichste Erschütterung«. Und noch deutlicher: »Die Frage nach den Verhältnissen, die den autoritären, berechnenden Professor Menzel nach oben tragen und den an den Rand gedrückten braven Pötsch verrückt machen –, die muss der Leser sich selber stellen.« Also die »Verhältnisse«. Dennoch. Dieser Ernst Pötsch hatte nicht aufgegeben. Er sucht, zwar zutiefst verstört, nach dem Beweis-Stein in jenem Dreikulmen. So endet das Büchlein.

In seiner Lessing-Rede, 1929, hatte Thomas Mann festgehalten: »Nicht der wirkliche oder der vermeintliche Besitz der Wahrheit ... macht den Wert

des Menschen aus, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt [hat], hinter die Wahrheit zu kommen«.

1981 von Roland Gräf zum Film gestaltet, »Märkische Forschungen«, in hervorragender Besetzung. Diese DVD, jüngst wieder erschienen, ist unbedingt zu empfehlen!

Günter Grass »Das Treffen in Telgte. Erzählung«

Wiedergelesen nach genau 30 Jahren. Das Büchlein, 119 Seiten, war 1984 im Reclam-Verlag Leipzig mit einer »Vorbemerkung« von Stephan Hermlin erschienen. Es war die erste Publikation des international wie national berühmten und vielfach ausgezeichneten Autors Günter Grass in der DDR.

Anders als es den Autoren Heinrich Böll, Siegfried Lenz, Martin Walser – um nur sie zu nennen –, erging, von denen einiges, von Böll fast alles, in DDR-Verlagen erscheinen konnte, anders traf es das Werk von Günter Grass. Er war von Anfang an mit einem Bann belegt. Das Paradoxe: Es ging dabei offensichtlich nicht in erster Instanz um das künstlerische Werk, sondern um die politische Person des Günter Grass, der sich ununterbrochen und vehement kritisch in die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die Ideologien in West wie Ost einmischte. Hatte er doch auf dem Schriftsteller-Kongress im Mai 1961 in Ostberlin schlichthin »Die Freiheit des Wortes« gefordert. Ein solches Absolutum war nicht hinnehmbar innerhalb der verfestigten Vorstellungen des »Sozialistischen Realismus« derer, die das kulturpolitische Sagen hatten.

Liest man jene »Vorbemerkung« zu dem Grass-Bändchen von Stephan Hermlin heute, erfährt man etwas sowohl von dessen Bewunderung dem »genialen Erzähler« gegenüber, wie auch von seiner mutigen Verortung der »Gruppe 47«: »ohne die man nicht von deutscher Literatur nach dem 2. Weltkrieg reden kann«. Zugleich ist ein Ton der Vergeblichkeit unüberhörbar, wenn es im Nachsatz heißt: »Ein Wort noch. Der Verfasser dieser Zeilen bezeichnete vor fünfundzwanzig Jahren Günter Grass« – damals erschien dessen Roman »Die Blechtrommel« (1959), es folgten »Katz und Maus« (1961), »Hundejahre« (1963) – »zum ersten- und nicht zum letztenmal öffentlich als einen jener Autoren, die unbedingt in unserem Lande erscheinen müssten.« Vergeblich. Siehe oben.

Die Erzählung hat eine ganz eigene Entstehungsgeschichte. Gewidmet ist sie dem Schriftsteller Hans Werner Richter zu dessen 70. Geburtstag, 1978. Er war damals der schon zur Legende gewordene Begründer und zwei Jahrzehnte souveräne Mentor jener »Gruppe 47« gewesen. 47 meinte das Jahr 1947. Da fanden sich einige Schriftsteller und Publizisten, die den Krieg

überlebt hatten und sich nun einem realen und geistigen Trümmerfeld ohnegleichen gegenüber sahen, in einem kleinen Ort bei Füssen im Allgäu zusammen: Hans Werner Richter, Alfred Andersch, Walter Kolbenhoff, Wolfdieter Schnurre und andere. Sie lasen einander vor, diskutierten, kritisierten und waren der Überzeugung: Wenn eine deutsche Literatur, hier und künftig, dann in einem radikalen Neuansatz, einem »Kahlschlag« allem Überlieferten gegenüber. Man traf sich wieder, anfangs zweimal im Jahr. H. W. Richter lud ein oder auch nicht ein, Kritiker und Verleger kamen hinzu, die Zusammensetzung der »Gruppe« bei den »Treffen« variierte. Es bildete sich eine gewisse Verfahrensweise heraus: Einer oder Eine von den Eingeladenen las Unveröffentlichtes, saß auf dem sogenannten »Elektrischen Stuhl«, musste wehrlos die Kritik über sich ergehen lassen, fiel durch oder wurde ausgezeichnet. Zu Letzteren gehörten im erstem Jahrzehnt: Günter Eich, Heinrich Böll, Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Martin Walser, Günter Grass, Johannes Bobrowski.

Doch nun endlich den Blick auf jene Erzählung aus dem Jahr 1979 gerichtet, von der dieses Mal die Kritik einhellig und in den höchsten Tönen sprach: »Die Perfektion dieses schmalen Bändchens ist schlechterdings bewundernswert« (Raddatz), und: »eine Kunst, die ... in der deutschen Literatur dieser Tage ihres gleichen nicht hat« (Reich-Ranicki), und: »Grass gibt mit hoher Sinnlichkeit ein Bild des Barock, das seinesgleichen sucht und schwerlich findet.« (Hermlin.)

Damit sind wir als Leser rückversetzt: »Bild des Barock«, also 17. Jahrhundert.

Es war ein wahrhaft phantastisch-genialer Einfall des Günter Grass, aus dem Erinnern des Jahres 1947 und dem Erleben der »Gruppe 47« eine Spiegelung 300 Jahre zurück in das Jahr 1647 zu erfinden. Vergleichbar wurden die Zeiten, 1947 und 1647: Deutschland eine Wüste, vielfach zerrissen, von Millionen Toten bedeckt, und nun von fremden Truppen besetzt. Sieger waren sie jetzt, Marodeure nur noch damals. 1647 verhandelten die Mächtigen und die Ohnmächtigen im westfälischen Münster nach einem fast dreißigjährigen Krieg um den Frieden.

Und eben das war das Sehnsuchts-Wort, seit Jahrtausenden, nach den immerwährenden Kriegen: Der Friede. Immer hatten Poeten und Schriftsteller in solchem Moment der Hoffnung sich eingebracht, einzig mit dem

Wort. Denn: »Was kann man tun? Einen Versuch machen, das Vaterland zu retten.« (Hermlin im weltbedrohten Jahr 1984)

1947 gelang ein Treffen mit Folgen; 1647 eben nicht. Und so erfindet es Günter Grass für damals: »Das Treffen in Telgte«.

Dorthin, in einen kleinen Ort nahe Münster, lädt der Königsberger Simon Dach (Dichter des ›Ännchen von Tharau‹), selbst den weiten und gefährlichen Weg in kauf nehmend, die *Männer des bloßen Wortgeschehens* ein. Sie kommen alle, aus fern und nah, aus allen Himmelsrichtungen. Andreas Gryphius (Dichter der ›Thränen des Vaterlandes‹), Paul Gerhardt (Dichter des ›Nun ruhen alle Wälder‹), Johannes Scheffler, das ist Angelus Silesius (Dichter des Sinnspruchs ›Mensch werde wesentlich‹), und Hofmannswaldau, Logau, Weckherlin, Grimmelshausen. Schließlich sind es über zwanzig, »die Repräsentanten einer großen Epoche, einer der größten unserer Literatur, immer noch zu wenig bekannt« (Hermlin), die sich im Brückenhof der Libuschka, das ist die Courage, die Landstörzerin, versammeln. *Keiner wollte fernbleiben ... Niemand wollte für sich bleiben ... Das Treffen [sollte] stattfinden ... , um dem zuletzt verbliebenen Band, der deutschen Hauptsprache, neuen Wert zu geben ... , um – wenn auch vom Rande her nur – ein politisches Wörtchen mitzureden. / Schließlich war man wer. Wo alles wüst lag, glänzten einzig die Worte. Und wo sich die Fürsten erniedrigt hatten, fiel den Dichtern Ansehen zu. Ihnen, nicht den Mächtigen, war Unsterblichkeit sicher.*

Der Vortragende saß auf einem Schemel, neben sich eine Distel im Topf. Nur Simon Dach, der Mentor, der Ausgleichende, hatte einen Armsessel. Man hörte zu oder stichelte mit dem Nachbarn, man diskutierte und kritisierte, man stellte sich selbst dar, in Eitelkeit, jeder wollte einzig sein ... Doch alle hatten sie die *Not des Vaterlands* erlebt und gesehen; davon sprachen sie, in bedrängenden Bildern, »überschattet von Todestrieb und Todesfurcht« (Hermlin). Allein in dem Willen, einen *Aufruf der Dichter an die Fürsten* zu verfassen, waren sie sich einig. *Es galt, sich vernehmlich zu machen. Wenn keine Regimenter, so konnten sie doch Wörter aufbieten.*

Mit *Donnerworten* hebt es nun an, das »Manifest«. Der Leser heute kann sich des Staunens und Bewunderns wohl nicht verschließen angesichts der Kunst des Dichters Günter Grass, eine Sprache aufleben zu lassen, die einmal die unsere war, vor 300 Jahren: *Teutschland, das herrlichste Kaiserthumb der Welt, ist nun mehr auff den Grund außgemergelt, verheeret und verderbet, diß*

bezeuget die Wahrheit! Der grimmmige Mars oder der verfluchte Krieg ist die allerschrecklichste Straffe und abscheulichste Plage, mit welcher Gott die übermachte Bosheit unzehlicher Sünden des unbußfertigen Teutschlandes nunmehr balde dreißig Jahre hat heimgesucht. Diß saget die Wahrheit! Daß nunmehr daß höchst bedrängte und in den letzten Zügen liegende Vaterland mit dem alleredelsten Frieden widerumb beseeliget werden wolle. Weshalb zu Telligt, was nach alter Deutung junger Eichbaum heisset, die hieselbst versammelten Tichter beflissen sind, den teutschen und frembden Fürsten ihre Meynung fürzustellen und als Wahrheit zu verfestigen ...

Es geschieht sodann noch einiges auf jenem Brückenhof: Der Grimmelshausen fouragiert die ahnungslosen Gäste aus den Quellen der Marodeure, »die Freß- und Trunksucht der Zeit« (Hermlin) kommt zum Zuge, auch fraternisieren sich einige der Poeten mit den Mägden der Libuschka im Heu. Dann jedoch ereignet sich die Katastrophe: Der ganze Hof geht in Flammen auf. Wenn sich auch alle hatten retten können; das »Manifest« war mit verbrannt! Und da steht nun dieses bittere, vergebliche Wort: *So blieb ungesagt, was doch nicht gehört worden wäre.*

Also konnte das »Manifest« nicht der Mittelpunkt dieses »Treffens« gewesen sein. Rückbesinnung war nötig. Heinrich Schütz, der große Musiker des Jahrhunderts, der zeitweilig dem Treffen zugehört, hatte es den Poeten gesagt: *Weshalb man dennoch versammelt bleibe? / Der geschriebenen Wörter wegen, welche nach Maßen der Kunst zu setzen einzig die Dichter begnadet seien. Auch um der Ohnmacht – er kenne sie wohl – ein leises ›dennoch‹ abzunötigen.*

Alle kehren sie zurück, woher sie gekommen. Alle in dem Bewusstsein: *... gelohnt habe der Aufwand am Ende wohl doch. Fortan könne sich jeder weniger vereinzelt begreifen.* Und selbst diesen Trotz möchte man bewundern; für damals und für heute: *Kein Fürst könne ihnen gleich. Ihr Vermögen sei nicht zu erkaufen. Und wenn man sie steinigen, mit Haß verschütten wollte, würde noch aus dem Geröll die Hand mit der Feder ragen. Einzig bei ihnen sei, was deutsch zu nennen sich lohne, ewiglich aufgehoben.*

Das Wunder dieser Prosa mag dem Leser in ihrer Verwobenheit von Vergangenheit und Gegenwart aufscheinen, ohne dass da von einer Schlüssel-erzählung die Rede sein sollte. Das Versteckspiel ist zu perfekt. Als Grass diese Erzählung schrieb, 1978, gab es die »Gruppe 47« nicht mehr. Die Zeiten umspannend ist deshalb das letzte Wort des Erzählers von Melancholie be-

setzt; Wort des Dichters und Wort des engagierten Bürgers: *Keiner ging uns verloren. Alle kamen wir an. Doch hat uns in jenem Jahrhundert nie wieder jemand in Telgte oder an anderem Ort versammelt. Ich weiß, wie sehr uns weitere Treffen gefehlt haben.*

Immerhin war im Dezember 1981 gegen die Politik der Ost-West-Konfrontation ein deutsch-deutsches Schriftstellertreffen zustande gekommen: die »Berliner Begegnung zur Friedensförderung«, im Gefolge der Gespräche Schmidt–Honecker organisiert von Stephan Hermlin, der dort auch Günter Grass traf.

Nicht nur, dass diese Erzählung 1984 endlich in der DDR erscheinen konnte, war »ein Anlaß zur Freude« (Hermlin), sondern sie wieder zu lesen, ist ein Hochgenuss.

»Ach so, Sie sind aus der DDR?«
»Von Paris nach Montmartre. Erlebnis einer Stadt«.
Heinz Czechowski hatte Glück und kam 1977 nach Paris

Als Motto seines Buches wählte Heinz Czechowski ein Paustowski-Zitat: »Aber selbst wenn ... der Mensch stirbt, ohne Paris gesehen zu haben, so hat er es sicherlich doch wenigstens in seinen Gedanken oder in seinen Träumen mehrmals besucht«.

Dem Dichter Heinz Czechowski war »das Glück gewogen« gewesen, im Januar 1977, um eines Verlagsauftrags willen, für zehn Tage die Metropole besuchen zu dürfen. Ein Privileg, das die DDR gelegentlich Autoren gewährte. Es entstand im Sommer 1978, in bewusst gewählter Abgeschiedenheit: in Wuischke am Czorneboh (Lausitz), der Text »Von Paris nach Montmartre«, mit Fotos des Autors. Erschienen 1981 im Mitteldeutschen Verlag Halle; ein Jahr vor dem erfüllten Auftrag, den »Dichtungen, Essays und Briefen« von Iwan Goll, erschienen bei Reclam Leipzig, herausgegeben von Klaus Schuhmann und Nachdichtungen von Heinz Czechowski. Beide hatten die 86-jährige Claire Goll, Frau des 1950 verstorbenen Dichters Iwan Goll, noch besuchen können.

Ein Poet »erlebt« jene Stadt im Jahr 1977; und es entsteht ein Büchlein von 134 Seiten: ein Juwel! Freilich nur für denjenigen, dem das Gesicht dieser Stadt: dem immensen Verkehr, der lichtflutenden Reklame, der vielgestaltigen Population, der architektonischen Veränderungen (»Modernisierungen«) ... allein bewusst werden kann in der allgegenwärtigen Vergangenheit: den Kirchen, den Palästen, den Denkmälern, den Museen, den hochragenden Straßenzügen, den Parks, den Plätzen, den Friedhöfen ... Namen über Namen in dieser klangvollen Sprache, exzessiv gesetzt, als würde sie dem Dichter wie Musik in den Ohren klingen.

Die Bahnfahrt in einem Kurswagen der Mitropa, eingefügt in die Strecke Warschau–Paris, abverlangt dem Reisenden schon ein Bekenntnis, das dem Zensor gewiss suspekt war: »... »Ach so, Sie sind aus der DDR?« Dabei – fast immer – ein gelindes Erstaunen, wenn man sich, wider Erwarten, nicht gleich strammstehend zu dem Staat bekennt, dem man angehört, sondern schlichter

von Dresden, Halle oder gar einem Flecken in der Lausitz spricht, wo man zu leben gewillt ist, weil man sich dort zu Hause fühlt.«

Angekommen. Tagelang im Verwundern darüber, angekommen zu sein. »Man erinnert sich plötzlich an Bobrowskis aufhellenden Satz, in der Stadt habe der Mensch fünf, auf dem Lande sieben Sinne ... Wie vieler Sinne bedürfte man wohl hier, um endlich doch zu glauben, man sei in Paris, und um zu erleben, wie das wahr wird?«

Nicht der Eiffelturm ist es, dem Aufmerksamkeit gezollt wird. Bewunderung gilt der Kathedrale Notre Dame, am ältesten Ort der Stadt, der Ile de la Cité: »... man weiß für einen Augenblick ..., dass dieser Anblick zu jenen Glücksmomenten gehört, von denen man im Leben nur wenige erfährt.«

Angekommen. Im dritten Versuch ein höchst bescheidenes Hotel gefunden – dem sehr »schmalen Budget« entsprechend –; tatsächlich vom vierten Stock aus mit dem Blick »auf die im Dunst schwimmenden Türme von Notre Dame«.

Folgen wir dem Dichter zu Fuß, per Bus, per Metro durch die Stadt, denn »kostenlos ist der Blick auf alles, was uns an Geschichte erinnert«, dann erleben wir einen anderen Heinz Czechowski als den, von dem anlässlich seines Todes im Oktober 2009 vielerorts geschrieben werden musste: vereinsamt, verbittert, ungerecht, mit aller Welt verquer, allenfalls »ein großer deutscher Elegiker ...« Der Zehnjährige hatte 1945 das Dresdner Inferno erlebt: »... ohne Hoffnung / Jemals genesen zu können / Von den Erschrecknissen meiner Kindheit«. Die DDR – anfangs eine Hoffnung, das »bessere Land«, am Ende – »dreimal verflucht«. Eine Heine-Reminiszenz.

Angesichts der überbordenden Konsumwelt, die doch nicht das Ziel sein kann, fällt das Wort von der »Kraft der Vernunft, an die wir ja glauben«, und es erfolgt die Hinwendung zu dem als verpflichtend empfundenen Vergangenen. Für Czechowski wird das anschaulich vor den letzten Ruhestätten all der Großen von Kunst und Literatur auf den Friedhöfen Père Lachaise und Montmartre: Molière, Beaumarchais, David, Delacroix, Börne, Chopin, Bizet, Wilde, Proust, Goll ... / Stendhal, Heine, Berlioz, Zola ... Sind diese Friedhöfe auch jetzt, im nasskalten Januar, von Besuchern leer – anders in der schöneren Jahreszeit; da, hört man, auch von Katzen, kleinen Taschendieben und auf den buschigen Seitenwegen von Liebespärchen besucht –, so stand doch für ihn von allem Anfang an fest: hier einzig musste er gewesen sein.

Und man glaubt ihm das Pathos vor der Mauer der hingemetzelten Kommunarden von 1871: »... deren Niederlage nicht in einen Sieg umgemünzt werden kann, deren Geist aber fortgezeugt hat, was heute und hier uns bewegt: die Vermenschlichung dieses Planeten, die über die Massengräber Leningrads, Buchenwalds, Dresdens führt.«

Schließlich ein langes Verweilen vor dem Grabmal Heinrich Heines; dessen, an diesem Ort erinnerten Verse könnten schon so etwas wie eine insgeheime Identifikation gestiftet haben; dreißig Jahre später wären sie dem Dichter Heinz Czechowski immer noch gültig gewesen: »Ich hatte einst ein schönes Vaterland. / Der Eichenbaum / Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft. / Es war ein Traum.«

Und so schließt das Büchlein abermals mit einem Traum: Er, der Autor, hätte einen Brief, eine angebotenen Begegnung von einem Großen der französischen Literatur erhalten – er wird nicht genannt; allein, wir erraten ihn –. Ein Traum. Wer bisher nicht wusste, was ein schönster dichterischer Einfall ist, hier, im letzten, XII. Kapitel, überschrieben: »Die Einsamkeit des Lesers«, könnte er es erfahren.

Rebellion und Utopia
Höchst amüsan und bitter zugleich:
»Ahasver« von Stefan Heym

Der Roman ist 1981 zunächst in der BRD erschienen, wo Stefan Heym, in Berlin-Ost lebend, schon seit langem veröffentlichte, um die Zensur in der DDR zu umgehen. 1969 war er sogar zu einer Geldstrafe verurteilt worden, weil er »Lassalle« im Westen publizierte, als wohnte er dort. 1976 gehörte er zu den Erstunterzeichnern der Protesterklärung gegen die Biermann-Ausbürgerung. Ironie der Geschichte: Als die DDR nicht mehr existierte, soll Erich Honecker jene Ausbürgerung als einen »Fehler« bezeichnet haben. Aber erst einmal galt Heym als missliebige. 1979 gab es eine weitere Verurteilung wegen des Verstoßes gegen das DDR-Devisengesetz, er wurde aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen.

Als »Ahasver« 1988 in der DDR im Buchverlag »Der Morgen« erschien, schrieb ich eine Kurzrezension. Die ließ die Brisanz des Romans wohl ahnen, deutete sie aber nur vorsichtig an. Fehleinschätzung, Selbstzensur. Das lautete so: »Gegenwärtig der satirisch-fiktive Briefwechsel zwischen Berlin und Jerusalem über Nichtexistenz / Existenz des Ewigen Juden; gegenwärtig die Bedrängnisse eines Schriftstellers – es sind die unseren – angesichts des Zustandes dieser Welt.«

Eben dieser Weltzustand Ende der 1970er Jahre muss für Stefan Heym die Bedrängnis gewesen sein, ein solches Menetekel an die Wand zu werfen – die mythisch-historisch-gegenwärtige Bilderschrift einer drohenden Katastrophe: die atomare Konfrontation der Supermächte. Und das hatte eine lange, lange Vorgeschichte.

So verknüpft Heym die Teile seines Romans in großartiger Fantastik. Da ist einmal die mythisch-biblische Schöpfungsgeschichte: der Engelssturz von Luzifer und Ahasver, die beide Gottes größte Schöpfung nicht anerkennen und anbeten wollen: Den Menschen. Denn: »... er wird aus Deiner Erde einen stinkenden Sumpf machen, er wird das Blut seines Bruders vergießen ... und mehr Sünden begehen, als ich je erfinden könnte, und wird ein Spott

und Hohn sein auf Dein Bild ...« Danach erhält Ahasver eine menschliche Kontur. So in dem Volksbuch vom »Ewigen Juden«, 1602.

Ein Schuhmacher in der Jerusalemer Via Dolorosa, der dem sein Kreuz tragenden, erschöpften Jesus nicht Schatten seines Hauses gönnt und so verflucht wird, Umherirrender zu sein bis ans Ende der Tage, da Gottes Sohn wiederkehrt.

Sodann, den größten Raum des Romans einnehmend, ein historischer Teil: Die Geschichte des sehr mittelmäßigen Paul von Eitzen, der in der Protektion des Dr. Martin Luther, in der nachreformatorischen Zeit, in Schleswig-Holstein bis zum einflussreichen Superintendenten aufsteigen kann. Allein, dies nur mit Hilfe des ihm beigegebenen Gesellen: Leuchtenträger, und das ist Luzifer, der Teufel. Eine Konstellation, die Stefan Heym virtuos zu gestalten vermag, episodisch, sinnlich-fleischlich, sprachlich. Vor allem aber verschafft er ihm, von Eitzen, die mehrfache Begegnung mit dem ewig wandernden Juden, Ahasver. Der war vom Herzog von Schleswig zum Spießrutenlauf verurteilt worden. Und der Theologe, vom lutherischen Antisemitismus geprägt, weist den Blutüberströmten weg. Der Christ begeht die weitaus größere Sünde an dem gepeinigten Juden als einst der Jude, der dem Kreuztragenden Ruhe und Schatten seines Hauses verweigert hatte.

Doch gerade dieses Moment deutet Heym überraschenderweise ganz anders. Einst flüsterte Ahasver Christus in Ohr, er solle das Schwert nehmen und das Unterste nach Oben kehren: »... und das Volk Israel wirst du um dich scharen und es führen, wie denn geschrieben steht, dein ist der Kampf, o Fürst, und dein der Sieg, o König. Er jedoch schüttelte den dornengekrönten Kopf... Da ergriff mich der Zorn ob so viel Starrsinns ...« Ahasver: Umstürzler, der eine andere Welt denkt! Köstlich, wie Heym die einstigen Schleswig-Holsteinischen Zustände durchsichtig für die Gegenwart macht. Es geht um die »Errichtung des Reiches Gottes unter der wohlwollenden Diktatur seines Superintendenten«, der einmal auch mit »Herr Erster Secretarius« angesprochen wird.

Die Verhältnisse sind erstarrt unter der Herrschaft der Mächtigen und unter einer dogmatischen Ideologie »der allein richtigen und seligmachenden Lehre«. Und »aus den lautesten Revolutionären« sind »die strengsten Hirten der Ordnung« geworden, »die horchen und gucken ... damit auch keiner davon abweiche«. Höchst amüsant und bitter zugleich.

Doch es kommt im dritten Teil noch besser. Heym erfindet einen Briefwechsel zwischen Prof. Dr. Dr. h. c. Siegfried Beifuß, Institut für Wissenschaftlichen Atheismus Berlin, DDR, und Prof. Jochanaan Leuchentrager [!] Hebrew University Jerusalem.

Der Berliner, beaufsichtigt vom zuständigen Ministerium, weist mit Entschiedenheit das Bezeugnis der nach wie vor realen Existenz jenes Ahasver durch den »Kollegen« in Jerusalem zurück: »Wir in der DDR glauben nicht an Wunder.« Die wissenschaftlichen und die metaphysischen »Beweise« gehen herüber und hinüber. Im schönsten M/L-Jargon und im immer um einen Grad überlegenen Spiel luziferischer Argumente.

Denn letztlich geht es ja um eine Idee. Als Leuchentrager und Ahasver, unerwünscht und unerlaubt, in der Berliner Wohnung von Beifuß auftauchen und sodann alle drei plötzlich verschwunden sind, durch ein Brandloch in der Wand, stehen die »zuständigen Organe« vor einem Rätsel. Da wurde doch tatsächlich jemand vom Teufel geholt – wie es ja auch jenem von Eitzen geschehen war ...

Stefan Heym erklärte das Rätsel, als er 1993 den Literaturpreis der Stadt Jerusalem erhielt: Ahasver ist für ihn der »Ewige Rebell«, im »Ewigen Kampf für das neue Utopia«. Er sah ihn für einen Moment siegen: Im Aufstand des Warschauer Ghettos, 1943, im Sieg über Hitler, 1945, in der friedlichen Revolution, Oktober 1989. Und er beendete seine Dankesrede in Israel so: »Ich glaube, dass es eine Chance für den Frieden gibt, ich spüre, dass Ahasver wieder nahe ist und uns eine große Veränderung verkündet – zum Guten, hoffe ich.«

»Ich habe in Drachenblut gebadet«
»Der fremde Freund« von Christoph Hein

Vor 30 Jahren erschien im Aufbau-Verlag Christoph Heins Novelle »Der fremde Freund«. Von der Öffentlichkeit in Ost und West gleichermaßen konsterniert aufgenommen. Dass es Leser gab, die willens waren, sich mit der Heldin der Novelle zu identifizieren, wurde als »große Provokation« empfunden. Doch gerechterweise nicht als die des Buches, sondern als die einer Welt, die man auf solche Weise nicht hatte wahrnehmen wollen: »Was sind das eigentlich für Zustände, die Menschen so werden lassen, wie es die Darstellung zeigt?«, fragte man konsterniert eben bei uns. (Dieter Schlenstedt.)

Claudia, im 40. Lebensjahr, Ärztin in einer Berliner Klinik, kinderlos (zwei Abtreibungen), geschieden, hat ihr Domizil in einem Hochhaus mit Einzimmerwohnungen, *Appartements* genannt. Hier begegnet sie Henry, ihr etwa gleichaltrig, Bauingenieur, scheinbar ein Single. Ein Jahr lang währt die gegenseitige Berührung, dann reißt eine absurde Schlägerei mit Jugendlichen ihn aus dem Leben. Mit seiner Beerdigung beginnt die Novelle.

War er ihr ein *Freund*? Sie weiß es nicht. *Freundschaft wäre doch*, [sich] *einem anderen Menschen anzuvertrauen ... zwingend notwendig*. Nun aber das Distanz herstellende *fremd* im Titel. Es wird zum Leit-Motiv der Novelle.

Man hat lediglich *Bekannte* und *Kollegen* und sieht da – dies die Radikalität des Textes! – zerbrochene oder notdürftig aufrechterhaltene Ehen (neun an der Zahl), Demütigungen, hingenommen von vor allem Frauen, Zynismen sich überlegen glaubender Männer, sich langweilende, gewaltbereite Halbstarke. Man hat Verwandte, nahe und ferne, sie tun einem allenfalls leid, und man hat ihnen und man hat sich nichts zu sagen: den Eltern, der Schwester, Onkeln und Tanten! *Vernunft machte mich unabhängig und einsam ... Ich vermeide es, enttäuscht zu werden ... Ich habe in Drachenblut gebadet, und kein Lindenblatt ließ mich irgendwo schutzlos*.

Dennoch, scheint es, wird nicht von einem Lebens-Unglück die Rede sein.

Nach den verursachenden »Zuständen, die Menschen so werden lassen«, war oben gefragt worden. Mir scheint, das neunte Kapitel – es ist das

umfangreichste der Novelle – sagt den Anfang von allem. Dies wäre wieder zu lesen, ist man zu mehr nicht aufgelegt.

Nach 25 Jahren fährt die Erzählerin, in Begleitung Henrys, in die Stadt ihrer Kindheit und Schulzeit. Und da durchbricht, für einen Augenblick, eine zweifache Erinnerung ihre allwaltende Fremdheit und Distanz zur Mitwelt. Einmal hatte es sie gegeben: die hingebungsvoll sich *anvertrauende Freundschaft* zweier Mädchen; Claudia und Katharina. Alles teilten sie in nicht enden wollenden Gesprächen. Gespräche über die Lehrer, gefürchtete und gerechte und einen Moment lang scheu bewunderte. Gespräche über Gott. Ob es ihn nun gäbe oder nicht! Das wollten sie an ihrem 14. Geburtstag entscheiden, um *durch eine weitere Gemeinsamkeit verbunden zu sein*. Katharina kam aus einer *gläubigen Familie*.

Es geschah anderes. Der Sommer 1953: Die Kampagne gegen die Junge Gemeinde und der 17. Juni. Beiden, die Besten ihrer Klasse, stand die Oberschule offen, doch Katharina war nicht bereit, aus der Jungen Gemeinde in die FDJ überzutreten. Damit war sie »gegen den Weltfrieden«! – und die Freundin stand auf und belustigte sich über sie. Die Freundschaft zerbrach und schlug in Hass um. Am Ende der Novelle wird es aber heißen: *In meiner unverletzbaren Hülle werde ich krepieren an Sehnsucht nach Katharina*. Ein Trauma, eingesenkt in einen jungen Menschen, ein Schuld-Gefühl.

Allein – und nun die andere Erinnerung – der Juni 1953. Bewundernswert erscheint das psychologisch-gestalterische Vermögen Christoph Heins: Wozu war eine Vierzehnjährige im Verstehen solchem Ereignis gegenüber in der Lage, und, gewichtiger, welch prägende Folgen, abermals traumatisch, senkten sich auch hier in einen jungen Menschen? *Ich sollte in der Schule keine Fragen stellen und nicht darüber diskutieren ... Ich fühlte die Angst der Erwachsenen, miteinander zu reden ... über eins ihrer Tabus ... ich begann zu schweigen, um nicht andere zu belästigen ...* Im politischen Raum entstand das Verdikt: Keine Fehlerdiskussion! Das hielt, verhängnisvollerweise, bis zum Oktober 1989 an. »Zustände, die Menschen so werden [ließen]«, wie es die Darstellung zeigt.

Die Novelle war bei ihrem Erscheinen 1982 einzigartig in ihrer Kompromisslosigkeit. *Wiedergelesen* fügt sie sich (nur für mich?) nun jedoch in gelebte Lebenszusammenhänge und verliert einiges von dem damaligen wirklichen Schock.

Die gelegentlich aufkommende Sehnsucht nach der Kindheit – ist sie nicht jedem eigen? Da gibt es dieses anrührende Gedicht von Klaus Groth, in der kongenialen Vertonung von Johannes Brahms, mit der letzten Strophe: »O zeig mir doch den Weg zurück, / Den lieben Weg zum Kinderland!« Und dem dennoch bitteren Fazit: »Vergebens such ich nach dem Glück, / Ringsum ist öder Strand!«

Und da gibt es das lebenslang anhaltende Goethesche Gebot der »Entsagung«: »Eingedenk der Zerbrechlichkeit menschlicher Verhältnisse, sich nicht als Spielball objektiver Mächte gebrauchen, vor allem nicht missbrauchen zu lassen, sondern seine Bestimmung als Subjekt aufrechtzuerhalten ...« (Hans-Jochen Gamm).

In solchem Licht könnten die letzten Sätze der Novelle fast glaubhaft anmuten: *Ich bin gesund. Alles was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüsste nichts, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut. / Ende.*

Von Martin Walser noch einmal zu Wulf Kirsten:
»Die Schlacht bei Kesselsdorf. Kleewunsch«
Ein Inferno. Eine Idylle

Wiedergelesen. Was stößt einen dazu an? Man geht seine Bücherreihen entlang, stutzt und sagt sich: Das hatte mir einst großen Eindruck gemacht ... Im Freundeskreis spricht jemand von einer zweiten Begegnung und ihrem Gewinn, weil man ja älter geworden ist ... Ich entdecke in diesem Moment einen Text von Martin Walser, »Über Deutschland reden« (30. Oktober 1988), glaube seinerzeit einzig vom Erstaunen, Kopfschütteln, von entschiedenen Gegenmeinungen, vor allem der Medien, gehört zu haben über einen Schriftsteller, der seine Vorstellungen von deutscher Nation, von einem ungeteilten Deutschland der Zukunft nicht aufgeben wollte. Der Text selbst war mir damals nicht zugänglich.

Martin Walser macht es sich, weiß Gott, nicht leicht, angesichts jüngster deutscher Vergangenheit alles Wider, alles Für seiner Vorstellung zu bedenken. Doch möchte er sich am Ende auf etwas »Unabweisbares« zurückziehen dürfen: Er nennt es »Geschichtsgefühl«. Nicht verwunderlich, dass dies sich dem Schriftsteller bindet an eine »deutsche Sprache, eine literarische Tradition, die von 33 bis 45 nicht in Verruf gebracht wurde und die nach 45 nicht im Internationalen aufging«. Und da bringt er, gleichsam als Kronzeugen seiner Hoffnungen, eine »Leseerfahrung« ein: Wulf Kirsten. Dessen Gedichte, dessen Prosa. »Die Kirsten-Sprache ist schwer von Vergangenheit. Eine Sprache, in der man sich verproviantieren kann gegen Geschwindigkeit, Anpassung, Verlust. Jedem westlichen Leser muss bei jedem Kirsten-Gedicht kraß klar werden: das ist nicht bei uns geschrieben worden. Der lebt ja nicht von Urteil, Idee, mediengerechter Apokalypse. Der lebt von Gegenständen, nächster Nähe ... Mir ist im Westen noch kein Intellektueller begegnet, bei dem der Anspruch auf Demokratie die ganze Sensibilität ausmacht, beherrscht. In den Kirsten-Sätzen kann man politische und dichterische Empfindungsfähigkeit überhaupt nicht mehr trennen. Eine DDR-Errungenschaft? Oder einfach: dieser Wulf Kirsten? ... Ich habe den Eindruck, Wulf Kirsten habe als DDR-Bürger einen Geschichtssinn, der bei uns fehlt ... [und] das Empfinden, dass

es unblamiertes Deutsch noch gibt.« Und nun lese man, so geleitet, noch einmal diese Prosa!

Was mag einen Autor Anfang der achtziger Jahre gedrängt haben, einen »Bericht« jener Schlacht aufzuzeichnen? (Walser nennt ihn eine »geniale Beschreibung«.) Der Kalte Krieg war auf einem Höhepunkt weltweiter atomarer Bedrohung angelangt. Christa Wolfs »Kassandra« 1983 erschienen; das Mene-tel von Tschernobyl ereignete sich 1986. Wahrscheinlich konnte dieser Dichter, der im wortwörtlichsten Sinne einzig verwurzelt war in der Sprache, der Landschaft, der Geschichte dieses schmalen Landstrichs von Meißen bis Dresden, nicht anders solcher Bedrohung widerstehen, als gleichnishaft jenes »Inferno« des 15. Dezember 1745 zu erinnern, da Preußen, im Gefolge des Zweiten Schlesischen Krieges, Sachsen bei Kesselsdorf besiegte. In einem zweistündigen Gemetzel, das fünfzehntausend Leben auslöschte. Kesselsdorf, westlich nahe Dresden, südlich nahe Klipphausen, dem Geburtsort Wulf Kirstens.

Der »Bericht« endet: »Am 8. Februar meldete der Friedrichstädter Hege-reiter, an den Rändern des Schlachtfeldes, auf Briesnitzer, Pennricher, Gom-pitzer, Altenfrankener, ja sogar auf Roßthaler und Naußlitzer Fluren lägen noch Leichen und Kadaver herum, die wie die Pest stänken ... Auf die streu-enden Hunde mussten Wochen hindurch regelrechte Jagden abgehalten wer-den. Den Bauern wurde dies allerdings strikt untersagt. Auf ihre Schützen-hilfe legte man bei Hofe keinen Wert. Ein Gewehr in ihrer Hand sei nicht schicklich ... Die Staatskasse schreckt nicht davor zurück, für jedes aufge-lesene Gewehr einen beträchtlichen Finderlohn zu zahlen.«

Ganz anders: »*Kleewunsch*. Ein Kleinstadtbild«. Um das Dreifache um-fangreicher und im 19. Jahrhundert angesiedelt. Entgegengestellt jenem Ver-nichtungswahn, immer wieder als »Sieg« deklariert, steht das Erinnern an die Möglichkeiten des Lebens. In einen Prosa-Band zusammengefügt. Auch wenn der Schlusssatz ironisch, doch liebe-verdeckt uns weismachen möchte: »Kleewunsch – eine optische Täuschung? Aber gewiss doch!«, so bleibt jene Vergangenheit dennoch nachwirkend in die Gegenwart. Man muss sich ihr nur offenhalten. Eingedenk eines Wortes von William Faulkner: »Das Ver-gangene ist nie tot; es ist nicht einmal vergangen.« Humorvoll, spöttisch, sarkastisch, sprach-verspielt erhebt vor uns die »Lebensform« eines Gemein-wesens, das sich auf lange als haltbar erwiesen hatte: im Bedachtsein, letztlich,

auf das Gemeinwohl. Da gibt es die nützlichen Originale, »Tüftlernaturen«; da gibt es die vielen, dem Gemeinsinn dienenden Vereine – selbstredend Objekte von des Autors Lupe –; da möchte man der Residenz gegenüber sich behaupten, indem man meint, Kleist, Napoleon und Goethe, wenn auch kurz, auf seinem Pflaster gehabt zu haben; und endlich im anhaltenden Streit mit der Capitale gibt es gar die »faustische Vision« eines Anschlusses an das sächsische Schienennetz.

Schließlich die Revolution von 1848. Sie greift tatsächlich in die Idylle Kleewunsch, wenn auch höchst kurios. Allein, was nicht gelang, hatte eine Konterrevolution zur Folge. Beschrieben mit einem »Gesichtssinn, der mit nichts zu betrügen ist« (Walser). Rückschau wird zur Vorschau. Der Sieger räumt auf, stellt die Ordnung wieder her: »Sündenböcke« müssen gefunden werden; »Denunziationen um drei Ecken« sind an der Tagesordnung; »eine Mitgliedschaft im Vaterlandsverein« genügt für ein Gerichtsverfahren, oft über Jahre; ein Beschuldigter »ertränkte sich im Unkenteich«. Summa Summarum der Zukunft: »Die Gesinnungsindustrie schoß wie ein Mistpilz ans Licht, um bald aus allen Rohren zu schießen.« Ende des Jahrhunderts, Ende auch des einstigen Kleewunsch.

Wem sich Literatur mit einem unverwechselbaren Sprach-Vermögen verbindet, wird das bei Wulf Kirsten gefunden haben. Mit Bewunderung. Er theoretisiert nicht, er gestaltet und konnte sich zugleich in der Tradition eines »unblamierten Deutsch« (Walser) wissen; so zum Beispiel in der Tradition eines Johannes Bobrowski, der 1964 bekannte: »Ich habe ganz bestimmte Befürchtungen für den Zustand der Sprache. Ich fürchte eine gewisse Stagnation in der Entwicklung, wenn wir in dem bisherigen Literaturdeutsch bleiben. Und ich habe mich also bemüht, volkstümliche Redewendungen, sehr handliche Redewendungen ... bis zum Jargon mit einzubeziehen, um einfach die Sprache ein bisschen lockerer, ein bisschen farbiger und lebendiger zu halten.« Ein schwieriges Unterfangen. Meint es doch keinen platten Naturalismus, wie heute zu oft die Regel, sondern eben ein Kunst-Idiom. Hier konnte man es erleben.

Sehend um Selbstvertrauen ringend Christa Wolf »Sommerstück«

Christa Wolf war im 60. Lebensjahr, als dieser Text, ohne Genrebezeichnung, erschien. Eine hochbedeutende Autorin, der man nun in zuständiger Kritik endlich den Nobelpreis wünschte: für »Nachdenken über Christa T.« (1968), »Kindheitsmuster« (1976), »Kein Ort. Nirgends« (1978), »Kassandra« (1983), »Störfall« (1987).

Das *Wiederlesen* nach einem Vierteljahrhundert macht den Ersteindruck um ein vielfaches bedrängender. Was damals von der Erzählerin als Menschheitsbedrohendes »gesehen«, ist heute Weltzustand geworden: *Merkest du nicht, wie alles zum Zerreißen gespannt ist?*

Rückversetzt werden wir in den Sommer 1975, an den Christa Wolf einleitend zweifach erinnert mit den Widmungen: *Allen Freunden jenes Sommers* und einer geheimnisvollen Strophe »Raubvogel« Sarah Kirschs, die, wie es scheint, auch diesen Sommer meint. Wen beim Lesen Neugier plagt: Wer ist denn Wer von diesen »Freunden«, und der dann meint, die Autorin selbst zu entdecken, ihren Mann, ihre Töchter und Enkelin, sodann Sarah Kirsch, Maxi und Fred Wander, Helga Schubert u. a., der wird korrigiert durch die Nachbemerkung Christa Wolfs: *Alle Figuren in diesem Buch sind Erfindungen der Erzählerin, keine ist identisch mit einer lebenden oder toten Person*. So sollte man dieses Stück Sommer als einen Monolog lesen, im Für und Wider von scheinbar unterschiedlichen Stimmen, die letztlich aber alle nur diese eine Stimme meinen: die der Erzählerin. Denn es sei *das grausame Gesetz der Kunst, dass man sie mit Teilen von sich selbst füttert*.

Erinnerungen an jenen fast glückhaften Sommer 1975 in einem mecklenburgischen Dorf, die, als deren Niederschrift 1982/83 getätigt, überdeckt waren von Jahren, da der Erzählerin *Selbstvertrauen ... das Ferment, das zum Schreiben nötig war, ... ganz und gar genommen* war. *Hoffnung* in *Hoffnungslosigkeit* umgeschlagen, *Verrat als Grundvergehen ... der Moral* benannt, *gesellschaftlicher Krebs* diagnostiziert und das *Altern* ohne Larmoyanz immer wieder beschworen worden war. Ein Wendepunkt, und wohin?

Das Ehepaar, Ellen und Jan, der Kultur in ihrem Lande bis dato einzig zugewandt, das nun von der Vorstellung überfallen wird, *in den letzten ein, zwei Jahrzehnten einen großen Teil ihrer Zeit falsch angewendet* zu haben. Sie verlassen die Großstadt, *wo ihr [Ellen] beinahe nichts mehr recht war*, und finden jenes reparable Bauernhaus im Mecklenburgischen und sagen sich: *Ich glaube, wir müssten anders leben. Ganz anders.* Schon nach erstem Umblick auf Haus, Garten, Bäume, den hohen Himmel und die Stille drängt sich der Erzählerin Vers für Vers, sodann die eine, die letzte Strophe jenes wundersamen Gedichts des Barock-Dichters Johann Christian Günther auf: »TROST-ARIA«: »*Endlich* blüht die Aloe; / *Endlich* trägt der Palmbaum Früchte; / *Endlich* schwindet Furcht und Weh; / *Endlich* wird der Schmerz zu nichte; / *Endlich* sieht man Freuden-Tal; / *Endlich, Endlich* kommt einmal.«

Anders leben. Es scheint, als ob das hier gelingen könnte. Auch wenn die Erzählerin ab und an das Gefühl überfällt, mit diesem *Rückzug in das Landleben* einer *Illusion*, gar einer *Mode* erlegen zu sein. Allein der Glücksmomente sind eingangs zu viele: Eben jenes Haus, das bewohnbar gemacht werden muß; der in Natur versunkene Garten, der ein Spender von Blumen, Früchten, Gemüse sein wird. Vor allem aber ist's die Nähe der Töchter und der die Welt kindlich befragenden Enkelin. Und es sind die Freunde, die kommen, manche bleiben, und die Kontakte zu den wenigen, meist alten Dorfbewohnern. Alle freilich behaftet mit den *Problemen der ganzen Welt*.

Das Innigst-Gewünschte wäre: *miteinander reden ... einen Vorrat an Gemeinsamkeiten anlegen ... [denn] ein Alleinsein würde kommen.* Also das gemeinsam bereitete Essen genießen, dazu Gutes trinken, Lieder singen, schließlich gar ein Theaterstück versuchen, frei nach Tschechow, mit dem Titel »Sommerstück«.

Dennoch: Eine Idylle scheint niemals auf. Der Unterton dieses einzigartigen Textes, auf jeder Seite, ist fixiert in der Ahnung kommenden Unheils, eines alles verzehrenden Feuers.

Immer wieder bedrängen Träume die Erzählerin, in denen seltsame Vorhaben erstehen: *Man müsste ... eine Heilige Johanna schreiben; aber die Johanna dürfte nicht standhaft bleiben, sondern müsste widerrufen ... Dann wird sie erst recht verbrannt. Sie ist ja in jedem Fall eine Verräterin. Im zweiten*

Falle an sich selbst. In die Wirklichkeit zurückgekehrt, weiß die Erzählerin, dass sie eben das nicht sein kann: *Verräterin ... an sich selbst.*

Am prägnantesten hat Christa Wolf in einem Gespräch nach »Sommerstück« ihre schriftstellerische Aufgabe so definiert: *Die schwierige Balance zu finden, zwischen der Einsamkeit der Selbstauseinandersetzung und dem Lebenselixier der Kommunikation.* Ihr nachfolgendes Werk lebte von jenem *Lebenselixier*: »Was bleibt« (1990), »Auf dem Weg nach Tabou« (1994), »Medea. Stimmen« (1996), »Ein Tag im Jahr. 1960–2000«, »Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud« (2010). – Ein unverwechselbares, großes Werk.



Zum Autor

Horst Nalewski, geboren 1931 in Ostpreußen, nahm seinen Bildungsweg in Sachsen. Studium der Germanistik und Musikwissenschaft 1950–1954 in Leipzig. Akademische Lehrer: Hans Mayer, Ernst Bloch, Hermann August Korff, Theodor Frings, Hellmuth Christian Wolff. Dozent an der Arbeiter- und Bauern-Fakultät in Leipzig 1954–1958. Ein Jahr Hilfsarbeiter in der Produktion, Kirow-Werk Leipzig. 1959–1967 Dozent für Stilistik und Weltliteratur am »Institut für Literatur Johannes R. Becher«. Promotion über Friedrich Hölderlin: »Naturbegriff und politisches Denken« 1963 bei Hans Mayer. 1967–1984 Lektor und Dozent am Germanistischen Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig. Habilitation über: »Rainer Maria Rilke in seiner Zeit« 1977. 1984 Berufung zum Ordentlichen Professor für DDR-Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1990–1994 Umberufung an die Leipziger Universität, Lehrstuhl Vergleichende Literaturwissenschaft für Poetik und Poetologie. Lehrtätigkeit in Leipzig, Kairo 1969/1970, Berlin, Bukarest 1979–1983, Warschau, Leipzig.

Vorstandsmitglied der Internationalen Rilke-Gesellschaft 1992–2004; deren Ehrenmitglied 2012.

Publikationen: »Sprachkünstlerische Gestaltung. Stilkritische Anmerkungen zur jüngeren Epik«, Mitteldeutscher Verlag Halle 1968, 131 S.; Mitarbeit an der Hölderlin-Werkausgabe, Bd. 4, Briefe, Aufbau-Verlag Berlin 1970; Werkausgabe »Rilke in drei Bänden«, Insel-Verlag Leipzig 1978; *Rilke-Monographien:* 1976 »Rainer Maria Rilke«, Bibliographisches Institut Leipzig, fünf Auflagen, 115 S.; 1985 »Rainer Maria Rilke in seiner Zeit«, Insel-Verlag Leipzig, 251 S.; 1992 »Rilke. Leben, Werk und Zeit in Texten und Bildern«,

Insel-Verlag Frankfurt am Main und Leipzig, 255 S.; Friedrich Hölderlin »Gedichte«, Nachwort, Auswahl: Stephan Hermlin, Insel-Verlag Leipzig 1985; Stefan George »Gedichte«, Nachwort, Reclam-Verlag Leipzig, 1987, 171 S.; »Sprichwenndukannst. Schriftsteller über Sprache«, Kiepenheuer-Verlag Leipzig und Weimar 1989, Auswahl und Nachwort: Ulla Fix und Horst Nalewski, 332 S.; »Rilke-Briefe«, Bd. 1–2, Insel-Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1991; »Kennst du Rainer Maria Rilke?« Weltliteratur für junge Leser, Bertuch-Verlag Weimar 2005, 104 S.; »Deutsche Dichterinnen jüdischen Schicksals«. Else Lasker-Schüler. Gertrud Kolmar. Nelly Sachs, Rosa-Luxemburg-Stiftung Leipzig 2008, S. 229.

Zahlreiche Aufsätze zur DDR-Literatur: A. Seghers, C. Wolf, F. Fühmann, J. Bobrowski, J. Brězan; Mitarbeit an Sammelbänden und Lexika; vielfältige Vortragstätigkeit.

Personenverzeichnis

- Adenauer, Konrad 85
Adorno, Theodor W. 25 26
Aichinger, Inge 102
Andersch, Alfred 102
Apitz, Bruno 93
Appen, Karl von 72
Arnold, Heinz Ludwig 86
Bab, Julius 39
Bachmann, Ingeborg 102
Bar Kochba,
 eigtl. Simon ben Kosiba 65
Barner, Wilfried 80
Beaumarchais, Pierre
 Augustin Caron de 108
Becker, Jurek 93–95
Becker, Max 93 94
Beethoven, Ludwig van 41 97
Benda, Ernst 63
Berlioz, Hector 108
Bertaux, Pierre 18
Beyer, Frank 93
Beyer, Manfred 55
Biermann, Wolf 95 111
Bizet, Georges 108
Bloch, Ernst 21 127
Bobrowski, Johannes
 83–86 102 108 121 128
Boehendorff, Casimir Ulrich 82
Böll, Heinrich 85–87 101 102
Börne, Ludwig 108
Bondini, Pasquale 60
Brahms, Johannes 117
Brandt, Willy 64
Brecht, Bertolt 26 41 43 57 69 73
Brežan, Jurij 128
Brodsky, Vlastimil 93
Bruyn, Günter de 77 97–100
Büchner, Georg 9
Busse, Carl 39
Casanova, Giacomo 59–61
Chopin, Frédéric 108
Clam Gallas, Christian
 Christoph 60
Cotta, Johann Friedrich 13 14
 18 27
Czechowski, Heinz 107–109
Dach, Simon 103
Dante Alighieri 63
David, Jacques-Louis 108
Delacroix, Eugène 108
Döblin, Alfred 43 55–57
Duschek, Franz Xaver 60
Duschek, Josefa 60
Duse, Eleonora 41
Ebert, Friedrich 55 56
Eich, Günter 102
Emerich, Friedrich 23
Empedokles 24
Enver Pascha 52
Erhard, Ludwig 85

- Feuchtwanger, Lion 47
 Fichte, Johann Gottlieb 12
 Fischer, Samuel 36
 Fix, Ulla 128
 Frank, Leonhard 43
 Frings, Theodor 127
 Fühmann, Franz 67–69 128
 Fürnberg, Louis 59–63 67
 Gamm, Hans-Jochen 117
 George, Stefan 28 128
 Gerhardt, Paul 103
 Goethe, Johann Wolfgang von
 9 10 12–14 18 19 25–27
 33 53 73 117 121
 Gok, Johanna Christiana,
 verw. Hölderlin 10 11 12
 14 19
 Gok, Karl 22 23
 Goll, Claire 107
 Goll, Iwan 107 108
 Gontard, Jakob 15
 Gontard, Susette 15 19
 Gräf, Roland 100
 Grass, Günter 79 101–105
 Grimmelshausen, Johann Jakob
 Christoffel von 103 104
 Groth, Klaus 117
 Gryphius, Andreas 103
 Günther, Johann Christian 124
 Hage, Volker 71
 Hamann, Johann Georg 82
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
 97
 Hein, Christoph 115–117
 Heine, Heinrich 9 108 109
 Herder, Johann Gottfried
 12 14
 Hermlin, Stephan 10 11 34 63–65
 67 79 95 101–105 128
 Hesse, Hermann 35–37
 Heym, Stefan 114–117
 Hirsch, Karl-Georg 99
 Hitler, Adolf 55 63 69 113
 Hölderlin, Friedrich 7 9–28
 82 97 127
 Hölderlin, Henrike 12 19
 Hofmann von Hofmannswaldau,
 Christian 103
 Holitscher, Arthur 39
 Homer 26 63
 Honecker, Erich 105 111
 Huch, Friedrich 36
 Ibsen, Henrik 41
 Jahnn, Hans Henny 43
 Jean Paul, eigtl. Johann Paul
 Friedrich Richter 19
 Jesus Christus 112
 Johanna von Orléans 124
 Johnson, Uwe 75–80
 Kafka, Franz 78
 Kalb, Charlotte von 12 13
 Kant, Immanuel 82 89
 Kesselring, Albert 69
 Kiepenheuer, Gustav 43
 Kippenberg, Anton 39 40
 Kirsch, Sarah 123
 Kirsten, Wulf 119–121
 Kleist, Heinrich von 43 121
 Kolbenhoff, Walter 102
 Kolmar, Gertrud 128

- Korff, Hermann August 127
 Kraft, Werner 81
 Krüger, Horst 91
 Kuczynski, Jürgen 99
 Lassalle, Ferdinand 111
 Lasker-Schüler, Else 128
 Lenz, Jakob Michael Reinhold 25
 Lenz, Siegfried 89–91 101
 Lepsius, Johannes 52
 Lessing, Gotthold Ephraim 99
 Liman von Sanders, Otto 51
 Logau, Friedrich 103
 Luther, Martin 112
 Luxemburg, Rosa 56
 Magenau, Rudolf 11 14
 Mann, Heinrich 36
 Mann, Thomas 36 97 99
 Mayer, Hans 25 55 75 78 127
 Meyer, Johann Heinrich 13
 Metzger, Heinz-Klaus 25
 Micelli, Caterina 60
 Mieth, Günter 11 27 28
 Mörike, Eduard 59
 Molière, eigtl. Jean-Baptiste
 Poquelin 108
 Mozart, Wolfgang Amadeus 47
 48 59–61
 Müller, Karel 62
 Musil, Robert 36
 Napoleon I. 121
 Neuffer, Christian Ludwig
 11–16 22
 Nietzsche, Friedrich 68
 Noske, Gustav 55
 Paustowski, Konstantin 107
 Proust, Marcel 108
 Raddatz, Fritz J. 102
 Reich-Ranicki, Marcel 102
 Renn, Ludwig, eigtl. Arnold
 Friedrich Vieth von
 Golssenau 67
 Richter, Hans Werner 101 102
 Riehm, Rainer 25
 Riemer, Friedrich Wilhelm 33
 Rilke, Rainer Maria 28 36 39–41
 82 127 128
 Rodin, Auguste 39
 Sachs, Nelly 128
 Salieri, Antonio 60
 Saporiti, Teresa 60
 Sappho 28
 Scheffler, Johannes (Angelus
 Silesius) 103
 Scheidemann, Philipp 55
 Schiller, Friedrich von 9–19
 24–28 91
 Schlegel, August Wilhelm
 22 28
 Schlenstedt, Dieter 115
 Schmid, Siegfried 19
 Schmidt, Helmut 105
 Schnurre, Wolfdietrich 102
 Schroeder, Max 67 69
 Schubert, Helga 123
 Schütz, Heinrich 104
 Schuhmann, Klaus 107
 Seghers, Anna 43–45 128
 Shakespeare, William 22
 Simon, Annette 123
 Simon, Jana 123

- Sophokles 26 56
 Stalin, Josef Wissarionowitsch 76
 Stäudlin, Gotthold 12
 Stendhal, eigtl. Marie-Henri Beyle
 108
 Stratil, Karl 43
 Strauß, Emil 36
 Strittmatter, Erwin 71–74
 Suhrkamp, Peter 75–78
 Trakl, Georg 48
 Uhland, Ludwig 67
 Unseld, Siegfried 77
 Vierbücher, Heinrich 51
 Viertel, Berthold 39
 Voß, Johann Heinrich 26
 Voß, Johann Heinrich,
 Vater des Vorigen 26
 Wagner, Richard 25
 Waldstein, Josef Karl Emanuel,
 Graf 60
 Walser, Martin 18 34 101
 102 119–121
 Wander, Fred 123
 Wander, Maxi 123
 Weckherlin, Georg Rudolf 103
 Wegner, Armin T. 51
 Werfel, Franz 51–53
 Wilde, Oscar 108
 Wilson, Woodrow 51
 Wohmann, Gabriele 35
 Wolf, Christa 71 73 99 120
 123–125 127
 Wolf, Gerhard 123
 Wolf, Friedrich 63
 Wolff, Hellmuth Christian
 127
 Zola, Émile 108
 Zuckmayer, Carl 43
 Zweig, Arnold 43 47–49
 59